

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 72.

Sonntag, 22. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

So hatte er den stillen Korridor betreten, der sich hinter den Logen innen im Halbrund um den Zuschauerraum hinzog, und hoffte, hier in einigen Augenblicken in der Einsamkeit und Stille sein seelisches Gleichgewicht wieder gefunden zu haben. Er freute sich auf das Wiedersehen mit Majan. Er allein wußte, was sie in ihre Darbietung hinein legte. Was sie als Letztes und Höchstes und Bestes gab, um dadurch sein Werk zu krönen, das ihre künstlerische Laufbahn gestaltete.

Nirgends war Majan, die Exotin, gefeierter als in Paris. Denn — nirgends fühlte sie sich bei ihrem Auftreten künstlerisch beschwingter als hier, wo sie Ramon unter den Zuschauern wußte.

Zu seiner Überraschung trat eine Frau auf ihn zu mit einer Sicherheit, daß er merkte, sie habe ihn hier erwartet. Es war Jeanne. Er kannte den berühmten Dichter durch zahlreiche Bilder und erfragte sich jetzt eben seinen Platz durch eine Logenschleiferin, die den Dichter durch seine Teilnahme an den Proben kannte.

„Don Ramon, ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen.“

Seine schönen dunklen Augen bligten ihn forschend, aber ohne jedes Erschrecken an, man sah, er besaß ein ruhiges Gewissen.

Jeanne berichtete in fliegender Eile seine Mitteilungen. Daß er Feliza gefunden und mit ihr geflohen war, sie hierher gebracht, durch die Botschaft Don Flavians gefunden habe, der sich seiner Senora angenommen habe und nun mit ihr und Luitgard im Zuschauerraum hier saß. —

Don Ramon las Jeanne in steigendem Staunen jedes Wort von den Lippen. Sekundenlang glaubte er in den ersten Minuten, eine geistig Verwirrte vor sich zu haben. Aber die Logik der Schilderung und die offensichtbare Wahrheit der Ereignisse machten ihn vertrauensvoller. Auch ihn fesselten die Mitteilungen so stark, daß er sich über die Persönlichkeit dieser Frau, oder war es ein Mädchen, keine Gedanken machte. Denn Jeanne ging nun nach der nötigen Einleitung geradewegs auf den Grund seines Herkommens zu und berichtete das Gespräch, das er am Morgen im „Spanische. Restaurant“ aufgefangen hatte und warnte den Dichter, der sich von nun ab ständig umlauert wissen mußte.

Er fuhr sich mit einer hastigen Bewegung von Erregung und peinlicher Überraschung durch das volle, schon leicht graumelierte Haar. Eine Flut von Gedanken stürzte sich über ihn. Wenn man ihn umlauerte, so beobachtete man auch jeden scharf, der sich in der Nähe des Dichters bewegte.

Er dachte an Don Flavian. Er selbst stand im Ruf eines politischen Aufwieglers. Don Flavian aber mußte zurzeit — wo man von Madrid aus seine politische Haltung und königstreue Gesinnung genauer Recherchen unterzog, nichts mehr vermeiden, als in der Gesellschaft eines politisch Verbannten gesehen zu werden, wie Don Ramon es war. Es war eine kleine Nachfeier von Majans Triumph zu einem Souper im allerengsten Kreise verabredet, das in der Villa des

Dichters stattfinden sollte. Umlauerten diese Kumpane heute nach der Vorstellung ohne Zweifel die Villa des Dichters, so würden sie auch Don Flavian unter den Gästen feststellen.

Don Ramon starrte sekundenlang den leeren Gang hinab. Er mußte sofort Änderungen treffen, um den politischen Detektiven ein Schnippchen zu schlagen.

„Wissen Sie, wo Don Flavian heute abend der Vorstellung beiwohnt?“

Jeanne bejahte. Er hatte sich gestern morgen bereits mit Absicht einen Platz gekauft, von dem aus er genau den Zuschauerraum übersehen konnte. Der Dichter zog schnell eine Visitenkarte hervor, schrieb auf der flachen linken Hand einige Worte, und verschloß sie in eines der kleinen unauffälligen Kuverts, die er — durch mancherlei Erfahrungen gewöhnt — stets bei sich trug.

Er bat den jungen Offizier, sich mit beiden Damen nicht in die Villa des Dichters zu begeben, sondern nannte ihm ein kleines Restaurant im Zentrum, das durch seine vornehmen kleinen Säle und Räume zu Soupers à part einen guten Namen besaß.

Jeanne erklärte sich bereit, das Kuvert unauffällig bei Schluß der Vorstellung Don Flavian zu übergeben. Als Jeanne sich entfernen wollte, hielt Don Ramon ihn noch zurück: „Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen. Möge der Himmel es Ihnen lohnen! Glauben Sie mir, daß ich mich nie an politischen Attentaten beteilige. Ich schreibe immer ein offenes Wort! Ich wühle nicht im geheimen! Aber weil man mir nichts nachweisen kann, hofft man wohl um so mehr durch scharfe Überwachung mich zu Fall zu bringen und der Mittäterschaft zu überführen.“

Jeanne lächelte nur verstehend. O, wenn er ahnte, welche Gedanken empörtester innerer Auflehnung gegen das herrschende Regime in ihm — dem desertierten marokkanischen Soldat schlummerten! „Denken Sie auch an Senora Majan, Senor!“, warnte er noch.

„Die Entführung von Dona Feliza galt ohne Zweifel Majan! Wahrscheinlich stand sie nach ihrem Gastspiel in Barcelona im Verdacht, Ihnen mündliche wichtige Mitteilungen überbringen zu wollen.“

Don Ramon überlegte noch: „Morgen werde ich zu Feliza in die Privatklinik kommen. Dort auf dem neutralen Boden kann ich noch Einzelheiten mit Ihnen besprechen“, sagte er und sah dann zerstreut Jeanne nach, ohne im geringsten zu ahnen, daß diese zierlich gewählten Schritte, dieses wohlgeübte leise Sichwiegen in den Hüften eigentlich in der ungeheuren Selbstsuggestion eines als Frau verkleideten jungen Mannes steckten.

Dann zog er die Uhr. Er konnte Majan jetzt noch nicht erwarten. Deswegen begab er sich in das Sekretariat des Theaterbureaus, um zu telefonieren. Die zweite Kassiererin war gerade mit der Aufstellung der Abendkasse stark beschäftigt. Das andere Bureaupersonal saß noch in der Premiere. So achtete niemand auf die Gespäße des Dichters, der hier gut bekannt war.

Zuerst bestellte er in dem Restaurant einen kleinen Salon, in dem man jetzt zu fünf Gedecken à part speisen könne.

Dann rief er den Chauffeur Eugen Burger an. Es dauerte eine Weile, bis eine etwas verschlafene Jungmännerstimme antwortete. Dann aber schien der Chauffeur sofort im Bilde zu sein und nannte die drei Stichworte, die zwischen ihm, Hansfried und Don Ramon für ein etwaiges Telephongespräch verabredet worden waren.

Ob er allein auf dem Zimmer sei?, fragte Don Ramon. — Ja, überhaupt allein im Hause, erklärte der Chauffeur, die beiden Herren seien bis jetzt noch nicht von ihrer Reise zurückgekommen.

„So?“, fragte Don Ramon halbblau zurück, „man hat sie aber Beide heute morgen bereits in Paris gesehen und Gespräche von ihnen gehört.“ — Der Chauffeur aber wiederholte, er habe bis jetzt weder beide Herren hier gesehen, noch eine Anmeldung von ihnen erhalten. — Gut, dachte der Dichter, dann haben beide Kumpane ohne Zweifel einen zweiten Unterschlupf hier in Paris! Um so schwieriger ist ihnen beizukommen. Dann gab er dem Chauffeur noch die Weisung: sowie eine Änderung einträte, ihn sofort telephonisch zu benachrichtigen. — Doch möge er ja nicht selbst in der Villa von Don Ramon erscheinen! — Eugen Burger reimte sich selbst das Weitere zusammen. Die Herren durften ihren Chauffeur nicht in Beziehung mit dem Geächteten sehen, den man umlauert hatte!

Dann begab sich Don Ramon auf die Straße. Die bestellten Gefährten der anderen Zuschauer waren zum größten Teil noch nicht erschienen. Als er auf seine elegante Limousine zuging, schrie ihm einer der Pariser Zeitungsjongen die neueste Ausgabe eines Abendblattes in die Ohren. Er fing ein paar Worte über Vorgänge in Spanien auf, die der Camelot, seine Schimmücke led in den Nacken geschoben — unaufhörlich als Lodemittel gellend hinaus rief.

Don Ramon fühlte einen Schmerz. Während in seiner Heimat Mutige ihr Leben wagten, um beengende Bande zu zerreißen und die Wiederaufrichtung des zertretenen Geistes zu fordern, wurde die Nachricht hier zur Nachtsensation auf den Boulevards!

Unschlüssig, ob er sich in den Wagen setzen und drinnen lesen sollte, oder hier warten, hörte er den leisen Anruf von Majan. Sie war soeben, von niemandem beachtet, als ein in den Sealmantel tief eingewickeltes zierliches Persönchen aus dem Nebeneingang des Theaters auf die Straße geeilt und schlüpfte jetzt in die von Don Ramon schnell aufgerissene Wagentür. Das veränderte Ziel der Fahrt hatte Don Ramon bereits vorher seinem Chauffeur genannt.

Sie schmiegte sich wortlos an seine Schulter, indes der Wagen durch das brausende Nachtleben der großen Boulevards dahin schoß. In diesem Augenblick war sie nicht die eben noch von Tausenden gefeierte große Künstlerin, sondern ein Kind, das sich müde und geborgen glücklich im schützenden Hafen weiß. — — —

Er beglückwünschte sie, entzückt über ihre dankende, anschmiegende Liebe, lobte ihre poetische Auffassung und die Schönheit ihres verhaltenen Tanzes.

Als sie nicht antwortete, hob er ihren Kopf zu sich und sah, daß ihre schönen Augen voller Tränen standen. „Majan, Liebe, was ist dir?“, fragte er.

„Ach, das Heimweh hat mich wieder so gepackt. Ich habe mich beim Auftreten wieder selbst so in die Vorstellung hinein suggeriert, — ich stünde und tanzte auf meinem Heimatboden —, daß ich bei meiner Rückkehr in meine Garderobe vor Ernüchterung weinte, während draußen das Publikum mir Beifall rief.“

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Warum sind diese hohen Palmen, die feinen Bambussen, das Bambushaus, der See im Urwald, — nur Staffage? Nur Dekorationen? Warum darf ich das alles nicht wiedersehen?“

Ein Hustenanfall schüttelte sie. Er zog ihr den weichen kostbaren Pelzmantel noch dichter um die Glieder. „Ist es recht, wenn man eine Tropenpflanze so

weit in den Norden verpflanzen will?“, dachte er. Dann starrte er in das vorüberflutende Nachtleben all der tausend fremden Menschen hinaus.

„Warum habe ich mein stattliches Vermögen? Warum verfügt sie über ihre großen Einnahmen, wenn sie sich hier zu Tode grämt und friert, und wir beide keinen freien Schritt mehr tun können, ohne von Schurken belauert zu werden?“

Aber er war entschlossen, ihr den Rest dieses anstrengenden Abends nicht durch eine Mitteilung von Jeanne Warnung zu verderben, sondern er strich ihr weich über das Gesicht und tröstete sie: „Du sollst das alles wiedersehen, Majan, sehr bald! Ich werde mit dir an die Riviera fahren, — in die Sonne, unter die Palmen und die Blumen!“ —

Ihm selbst kam dieses Versprechen plötzlich als der beste Ausweg vor, um aus diesem belästigenden Überwachen hier wegzukommen.

Sie blieb eine Weile mit geschlossenen Augen an seiner Schulter liegen. Die seelische und körperliche Reaktion trat jetzt bei ihr nach den ungeheuren Anspannungen der letzten Stunden ein. Ihre Brust lag unter Schmerzen die noch kühle Nachtlust ein. Noch nie fühlte sie sich so krank wie in diesen Momenten.

„Ich werde in diesem kalten Lande sterben!“, dachte sie, „ich werde nie mehr hohe Palmen über mir sehen, — werde nie mehr den Passig rauschen hören, — und keine sternenhelle Tropennächte werden über mir leuchten.“

Er fühlte ihre Traurigkeit und sagte jetzt, um sie abzulenken: „Weißt du, daß es glücklich gelungen ist, Feliza wieder zu finden?“

Sie richtete sich auf und hörte teilnahmsvoll, was er vorhin durch Jeanne erfahren. Jetzt fand sie eine Erklärung für die überraschende Zuwendung ihres Malererkostüms! Als sie mit feinem weiblichem Tactfinn weiter fragte, warum denn die Dienerin ihm diese Mitteilung ins Theater gebracht und sie bei seinem plötzlichen, etwas verlegenen Nachdenken über ein notwendiges Ausweichen über die Warnung von Jeanne argwöhnisch wurde, sagte er schnell:

„Ich hielt es deswegen für besser, da Feliza noch angegriffen ist, nicht Gäste zum Nachtmahl den weiten Weg zu meinem Hause hinauszubitten, sondern ich ließ eben Don Flavian ein Kärtchen mit der Nachricht zukommen, daß wir ihn hier in diesem Restaurant, bei Chech, erwarteten.“ —

Majan warf einen Blick aus dem Fenster und gewahrte jetzt erst den völlig anderen Weg, den das Auto genommen. Irgend ein dunkles, unklares und unbegreifliches Gefühl verriet ihr die innere Unruhe von Ramon. Aber da der Wagen soeben vor das kleine, aber vornehme Restaurant rollte, unterließ sie jede Frage. Dann waren noch allerlei Anordnungen wegen des hier schnell improvisierten Soupers zu treffen, man beriet mit dem Oberkellner die Speisefolge, die Weine, und ließ noch Blumen zu der schnell gedeckten, geschmackvoll arrangierten Tafel bringen.

Die drei Erwarteten trafen verhältnismäßig rasch nach ihnen ein. Es gab ein Wiedersehen zwischen Majan und Feliza von einer Herzlichkeit, als seien sie langjährige Freundinnen gewesen! — Don Ramon überwachte die Unterhaltung an der Tafel mit großer Aufmerksamkeit. Begreiflicherweise sprach man ausgiebig und mit größtem Interesse von den Erlebnissen von Feliza und der Verworrenheit der Angelegenheit. Aber der Dichter gewann doch den Eindruck, daß bis jetzt alle drei Gäste noch nichts von der so bedenklichen Warnung von Felizas Dienerin wußten. — Und da man Feliza jetzt trotz ihrer peinlichen Erlebnisse wieder glücklich vor sich sah, — schmäler geworden, doch nicht gesundheitlich beeinträchtigt, verließ das Abendessen in angenehmer Stimmung und man genoß das Zusammensein zwischen lauter Menschen, die sich gegenseitig höchst sympathisch und ergeben waren.

(Fortsetzung folgt.)

Verchlungen.

Ich sprach noch nie ein Wort von dir —
 Ich weiß deinen Namen nicht —
 Ich sah nichts von dir
 Als deinen Tod.
 Damals, im Geheul der Granaten,
 Als die Erde um mich barst,
 Schritt ich gegen einen Berg
 Im durchwühlten Feld.
 Gegen den Horizont auf dem Rande der Höhe
 Hob sich ein Mensch,
 Die Stirn gegen den Feind —
 Und plötzlich fiel er hin — — —
 Graue Leinwand deckte zu
 Heimat einer Seele,
 Zwei Stiefel starrten hart
 Und unsinnig gegen den Himmel.
 Einen Augenblick nur
 In Gedanken
 Aniete ich mich nieder,
 Beugte mich vor dir.
 Dann schritt ich weiter.
 Ich weiß nichts von dir,
 Ich weiß deinen Namen nicht —
 Aber für immer
 Kreist dein Sterben
 In mir — — —
 Verchlungen sind wir miteinander,
 Die sich niemals sahen ins Angesicht,
 Aus Dunklem aufgetaucht
 Wie zwei Wogen,
 Die der Wind trieb zusammen
 Im großen Meer. Wolfgang Rauch.

Goethe als Sammler.

(Zu Goethes Todestag, dem 22. März.)

Von Dr. Paul Landau.

„So ward zum Pantheon dies enge Haus
 Und schmückte sich mit Götterbildern aus.
 Gemächer, Säle, Winkelchen und Gänge
 Sie füllten kaum der Kostbarkeiten Menge.“

Mit solchen Versen hat Paul Heyse das Weimarer Goethe-Haus gefeiert als das stolze Zeugnis von dem Kunstsinne und der reichen Sammeltätigkeit unseres größten Dichters. Dieser ehrwürdige Bau, der heute als Goethe-Nationalmuseum zu einer dem deutschen Volke besonders heiligen Kulturstätte geworden ist, ward durch diesen dem Genius ureigenen, ordnenden, schmückenden und sammelnden Trieb zur würdigen Behausung seines Geistes, so rein aus seiner Wesenheit erwachsen, so völlig bestimmt durch seine Bedürfnisse, gleichsam wie das Gehäuse der Schnecke notwendige Wohnung ist. Seitdem 1794 durch die Gnade seines Herzogs das sogenannte „Belmershausische Haus“ am Frauenplan sein Eigentum geworden war, trachtete er danach, in seinen Mauern jenen unsichtbaren zauberhaften Kreis um sich zu ziehen, „in welchem außer Lieb“ und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann.“ Sein Verlangen nach Schönheit, das in der „nordischen Nacht- und Nebelwelt“ aus Kunstgebilden aller Art Nahrung saugen mußte, keine unermüdete Wisbegier, die am besten in der Anschauung irgend eines Gegenstandes lernte, ließen ihn alle jene Schätze zusammenbringen, aufstellen und systematisch einlagern in die Totalität seiner Existenz, so daß uns die unvergleichliche Allseitigkeit dieser begnadeten Natur nirgends sinnlich-lebendiger entgegentritt als in seinen Sammlungen.

Die Sammel Leidenschaft des 18. Jahrhunderts, so weit sie nicht von einigen Souveränen, wie August dem Starken und Friedrich dem Großen, in einem grandiosen, der Zeit vorausseilenden Stil betrieben wurde, war in Deutschland noch allgemein aufs Kuriose, Seltsame und Wunderliche gerichtet. Das typische Beispiel dafür ist etwa der von Goethe in den „Tag- und Jahresheften“ mit so entzückendem Humor geschilderte Hofrat Beltrius, der wie in einer alten „Kunst- und Wunderkammer“ unter Staub, Gerümpel und Mottenfraß Automaten und merkwürdige Maschinen, Naturalien aller Art, Magnetsteine und mehr oder weniger echte Diamanten bewahrte, in seinem Schlafzimmer Bilderhaken aufschichtete, neben einem echten Dürer eine wertlose Kopie, und alles mit dem Behagen eines Schaubudenbesizers vorwies. Strebten solche geschmacklos-scharlatanische Sammler aus der Zeit des Barocks nach dem Phantastisch-Ungeheuerlichen, dem Einzigartig-Fabelhaften, so bewegten sich andere, mehr rationalistisch geknüpfte Kunstfreunde in einer praktisch-engen Tätigkeit. Auch solche

Typen hat Goethe in seiner präziösen Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen“ dargestellt. Sein Vater war selbst solch ein Sammler in der naiv tätigen Manier seiner Epoche, der mit der Beschäftigung heimischer Künstler und der Anlegung einer Gemäldegalerie nicht ästhetische Tendenzen verfolgte, sondern auf seine Art nationalökonomisch wirken und zugleich allerlei Andenten besitzen wollte. Goethes eingehende, seine Weltanschauung aufs tiefste bestimmende Beschäftigung mit der bildenden Kunst schärfte seinen Blick und reifte seinen Geschmack in einer ganz anderen Weise, als es dem Vater oder einem andern Sammler seiner Umgebung möglich war. Von Kindheit an lernte er zeichnen; die ersten großen Kunsteindrücke, der Besuch der Dresdener Galerie von Leipzig aus, das Studium des Mannheimer Antikentabellais auf der Rückreise von Strassburg, die Begeisterung für die Niederländer der Düsseldorfer Gemäldesammlung — all das bewahrte ihn vor einer Einseitigkeit, der er auch nach seiner italienischen Reise nie verfallen.

Wenn man von Goethes Umgang gesagt hat, daß er mit Leidenschaft alles an sich zog, was irgend ihm verwandt war, so kann dies auch von den leblosen Dingen der Wissenschaft und Kunst gelten, mit denen er sich zu innigem persönlichen Verkehr umgab. Er will „mit Verstand wählen und sich mit wenigem Guten begnügen“, aber „das Eigene hat eine bestimmte Sammlung, daß sie das Zerstreute an sich zieht“, und so hat er denn im Laufe seines langen Lebens gar Vieles und Vielartiges zusammengebracht, das er mit der vom Vater ererbten Gewissenhaftigkeit, ja Pedanterie katalogisierte und ordnete. Zunächst mag ihn wohl die Mode aufs Sammeln gelenkt haben, so bei seiner reichen Silhouettenammlung und den Gemmen. Der Enthusiasmus des Rokoko für die geschnittenen Steine und die Abfälle dieser edlen Kleinkunst in Wachs und Gips, in dem sich eine erste kokett-zierliche Liebe zur Antike regte, wurde dem jungen Studenten durch Dejer nahe gebracht und ist ihm bis ins hohe Alter geblieben. Außer einigen als Ringe gefaßten Originalsteinen besaß er die umfangreichen Dattliotheken, die einige findige Kunstfreunde und Geschäftsleute anfertigten und veräußerten, und außerdem noch 16 000 Schwefel- und Gipsabgüsse von antiken Gemmen und Münzen. „Ich habe sie so lange angesehen“, schrieb er einmal an Wilhelm v. Humboldt, „und von allen Seiten betrachtet, bis ich fremder Hilfe bedurft; dann nahm ich Gähls interessantes Werk vor.“ So von der Anschauung aus, wie sie ihm seine Sammlungen vermittelten, trat er an ein Kunstgebiet heran. Auch die Leidenschaft für Kupferstiche und Handzeichnungen erwuchs in ihm schon aus der Zeitstimmung heraus — ruinierten sich doch damals Sammler, um ein komplettes Werk des Radierers Rembrandt zu haben! — und die Piranesischen Kupfer des Vaters waren „werte Erinnerungszeichen“, die später sein Gartenhaus schmücken sollten. In der ersten Weimarer Zeit sammelte er dann eifrig Radierungen, sogar für andere, für Karl August Rembrandt, für Lavater Dürer, und besonders Handzeichnungen. Seine Sammlung bewahrt denn auch einige wundervolle Werke altdeutscher Meister, eine sehr wertvolle Federzeichnung Peter Vischers, herrliche Gouachen Daniel Hopfers, einen schönen Druck des Marienbildes von Schongauer, den er schon auf der ersten Schweizer Reise bewunderte und 1819 in Erfüllung eines „uralten Wunsches“ kaufte. Werke von Niederländern und Rokokomeistern sind ebenfalls reich vertreten — so Rubens mit einer großartigen Ritzzeichnung — am stärksten berücksichtigt sind aber die Italiener der Hoch- und Spätrenaissance, für die Goethe aus Italien eine hohe Verehrung mitbrachte.

Diese Liebe zur reifen Kunst Italiens äußert sich vornehmlich in seiner Begeisterung für Raffael, dessen Werke er in den verschiedensten Nachbildungen in seiner Wohnung aufhing. Auch von Tizian besaß er eine Kopie der nackten Gestalt aus dem Bilde der „Simmlischen und irdischen Liebe“. Ein Originalwerk ist das dem Baroccio zugeschriebene Porträt der Herzogin von Urbino, nach dem Goethe stolz eines seiner Zimmer nannte. Doch selbst in seinem Geschmack an Gemälden war er nicht einseitig, sondern freute sich mit den Brüdern Voßperse an altdeutscher Kunst. Zahlreich waren die gemalten Andenten, die er aus Italien mitbrachte; von dieser seltsamen Zeit seines Lebens erzählen die Zeichnungen von Anies und Bury, die Arbeiten von Sadert, Angelika Kauffmann, Wilhelm Tischbein, die Malereien seines Freundes Meyer. Der Ruhm führte dann später dem gefeierten Olympia eine große Anzahl von Werken zeitgenössischer Künstler zu, die ihn verehrten; er nahm sie dankbar auf und suchte manches zu vervollständigen. So legte er eine Galerie von Porträts an, für die ihm sein „Hauszeichner“ Schmeißer berühmte Besucher recht und schlecht aufnehmen mußte. Diese umfangreiche Sammlung von Bildnissen und Zeichnungen hat heute einen eminenten kulturgeschichtlichen Wert. Überhaupt sammelte der alte Goethe alles und jedes; Fremde wußten, daß ein

Gesamt der sicherste Weg zu seinem Herzen war; Freunde sandten ihm denkwürdige Sachen zu; er selbst brachte von seinen Reisen mit, was ihm gefiel. Selbst ein einfacher Landmann, der beim Willigen etwas Seltenes fand, wandte sich an ihn mit seiner Gabe. Es kam schließlich eine bunte, wunderliche Fülle eigenartiger Kostbarkeiten zusammen, die doch auch wieder, wie die Napoleon-Reliquien, Goethes persönlichste Anteilnahme widerspiegeln.

Ließ er sich so durch den Zufall allerhand Gutes zu tragen, so war er dafür aufs eifrigste tätig, wenn es galt, etwas Antikes sich zu verschaffen. Abgüsse wichtiger Werke der antiken Plastik grüßten — und grüßen noch heute — auf der Treppe. Andere Werke, die Büste der Klostia, die „unergleichen“ Medusa Rondanini, eine Bacchus-Skulptur, dieser „köstliche alte Götz“, seine „erste Diebstahl in Rom“, die Juno Ludovisi, die „Lieben Frauen“ von Milo und Arles, der liebliche Eros von Centocelle, alles Dokumente einer glühenden Liebe zum „schönen Weibstum“, boten Goethe eine unergründliche Fülle des Genusses. Außerdem nannte er anschauliche Zeichnungen der Parthenon-Skulpturen und Kopien pompejanischer Wandmalereien sein eigen, dazu eine kleine Sammlung antiker Tonvasen und -krüge. Die reine Sinnenschönheit dieser alten Stücke fand er wieder in den italienischen Bronzen und Medaillen der Renaissance, die er besaß. Solche zierlichen Werke der Kleinkunst leiten über zu den zahlreichen modernen plastischen Werken aus Goethes Besitz, Arbeiten von Schadow, Rauch, Friedrich Tieck und den vielen Porträtbüsten, unter denen natürlich die Goethe-Büste die erste Stelle einnehmen. Besonders stolz war Goethe auf seine Majolika-Sammlung, die er seit 1816 mit nicht unbedeutenden Kosten planvoll zusammenbrachte. „Die Gegenwart dieser Schüsseln, Teller und Gefäße, deren freudige Buntheit ihre italienische Heimat widerspiegelt, gab ihm einen Ansporn zu seiner Darstellung der italienischen Reise und einen Eindruck von tüchtigem frohem Leben.“ Ein Zeugnis unermüdlichen Schaffens und Lernens sind dann Goethes umfangreiche naturwissenschaftliche Sammlungen. Seine Mineralienkranke umfassen 18 000 Steine; wissenschaftlich wertvoll sind besonders seine Sammlungen menschlicher und tierischer Schädel, die von seinen Arbeiten über den Zwischenkiefer und der Beschäftigung mit der Gallischen Schädellehre herrühren.

Verbesserung.

Von Julius Kreis.

Ein Herr berichtet von einem Zwischenfall, von einem Konflikt, einer Auseinandersetzung, die er mit einem Gegner gehabt hat. Der Herr zündet sich genießerisch seine Zigarre an, wölbt die Brust vor und erzählt: „Also wissen Sie, habe ich zu ihm gesagt, wenn Sie erst einmal ...“ Und dann kommt etwas so Geschliffenes, Rasiermessercharakteres, eine Antwort an den Gegner so voll Überlegenheit, Witz, Geistesgegenwart, daß er, wie nicht anders zu erwarten, einfach „glatt erledigt“ war. — „Da hat er dann aber keinen Ton mehr gesagt.“ Und der Herr, der es uns erzählt, blickt triumphierend im Kreis umher, und wir bewundern es, daß es Leute gibt, denen im rechten Augenblick so recht das Richtige einfällt.

Wir sind bekümmert. Denn uns fällt das Richtige, das, was zu sagen wäre, immer erst nachher ein. — Wie neulich beispielsweise mit Herrn Josef. Wie hat uns dieser freche Bursche mit seinen unverkündeten Reden geärgert. — Aber was wir ihm darauf sagten, das war — leugnen wir's nicht — ein bißchen lahm, nicht spritzig genug, das hat nicht so um die Ohren gepfiffen, wie wir wollten.

Nachher — nur fünf Minuten nachher — ist uns die glänzende Replik eingefallen, aber da war Josef schon fort mit liebreichem Lächeln.

Auf dem einsamen Heimweg haben wir ihm ein halbdutzendmal (im Geist) geantwortet. — Herr Josef, haben wir gesagt, Sie sind ... Oh, wie ähnd, wie schart, wie einfallsreich, wie treffend haben wir alles formuliert. Nachher.

Und dann neulich die kleine Geburtstagsrede, — die wir hielten. Die war so richtig trocken wie altes Brot, ohne Salz, ohne Schmalz. — Als wir uns setzten, hatten wir in Kopf und Bauch ein recht mulmiges Gefühl wie jeder Redner, dem es nicht gelang, Kontakt zu kriegen.

Wenn wir jetzt, nach einer Viertelstunde, nochmal reden könnten: ein wahres Feuerwerk würde es sein — eine Orgie von beziehungsreichen Einfällen ... Vorbei.

Haben wir nicht neulich an die Zeitung das „Eingeladnt“ geschickt wegen der Briefzusstellung im 83. Bezirk? — Fiebernd vor Aufregung haben wir das Blatt entfaltete. — Ah! Eingeladnt! Unser Wert! — Aber als wir es das zehntelmal lasen, da sagten wir uns ängstlich: Wie hätten wir es jetzt erst geschrieben! —

Diese Wendung hier zum Beispiel: „Wenn die Postbehörde glaubt ...“ „Schwach!“ „Die Postbehörde glaubt wohl ...“ Das wäre die Fanfare gewesen!

Und neulich bei dem Generaldirektor, bei dem wir vor-sprachen — was haben wir da für ein langes Salbatern gemacht!

So hätten wir sprechen sollen: Erstens — zweitens — drittens! Dann wäre der Mann im Bilde gewesen, und wir hätten einen vorzüglichen Eindruck hinterlassen.

... Eindruck hinterlassen! So hätten wir uns bei Friederike verhalten sollen: Kühl, ein bißchen skeptisch, ein bißchen kalt, unbeteiligt, reserviert. — Uns Ekel aber ist gleich das törichte Herz auf die Zunge geschüpft. Und da wars bei Friederike verpielt. — Jetzt wissen wir's. Bei Adelgunde sind wir das nächstemal ein ganz in Eis gefühlter Gentleman. —

O dreimal doppelter Narr! Gerade bei Adelgunde hätten wir mit forlicher Herzlichkeit einen Stein im Brett. Vorbei. —

Verbesserung! Das schrieben wir als kleine Rubrik in die Schulhefte. Nach jeder Arbeit gabs da diese Rubrik, und alle Fehler, die wir gemacht hatten, wurden da richtig gestellt. (So schön hat man's in der Jugend.) Und war in der Verbesserung nochmal ein Fehler, so wurde nochmal verbessert, und schließlich stand ein Satz wie aus Samt und Seide da; die Städtischen und staatlichen Behörden haben stattliche Beträge an die Verwandten erstattet.

So schwere Aufgaben hat uns ja das Leben später nicht mehr gestellt. Aber dafür ist uns auch die Möglichkeit der Verbesserung genommen. Im Vertrauen gesagt: Nehmt's nicht so ernst! Morgen haben unsere Mitmenschen längst vergessen, was wir uns heute an falscher Orthographie leisteten; denn es ist ein Glück, daß jeder sich selbst so wichtig nimmt, daß er nicht allzu viel Zeit für die Fehler der andern hat.

Welt u. Wissen

Wie schnell? Wie lange? Wie groß? Die Vorstellungen, die der Durchschnittsmensch von den einzelnen Größenordnungen besitzt, ist außerordentlich fehlerhaft. Das zeigt sich immer wieder bei Zeugenvernehmungen vor Gericht, bei denen die Angaben über eine bestimmte verfloßene Zeit, über die Größe oder Höhe eines Gegenstandes oft sehr weit auseinanderliegen. Bei einem Kriminalprozeß, der dieser Tage in England verhandelt wurde, drehte sich alles um eine bestimmte Zeitangabe. Ein Zeuge, der besonders sichere Erklärungen abgab, wurde von dem Richter gefragt, wie lange denn zwei Minuten seien. Bereits nach sieben Sekunden erklärte er, die zwei Minuten seien vorüber, und damit war seine Glaubwürdigkeit stark erschüttert. Derselbe Ungenauigkeit der Angaben findet sich immer wieder bei der Verhandlung über Autounglücke. Es ist überaus schwierig, zu sagen, wie schnell ein Fahrzeug sich fortbewegt. Der eine erklärt, der Wagen sei mit 70 Kilometer Geschwindigkeit gefahren; der andere behauptet, er habe 50 Kilometer in der Stunde zurückgelegt, und dann sind es vielleicht nur 40 Kilometer gewesen, denn in den weitaus meisten Fällen wird die Geschwindigkeit überschätzt. Noch viel schwerer ist es, sich über die Schnelligkeit zu äußern, mit der das Wasser in einem Fluß strömt. Prüfungen dieser Art, die ein Psychologe kürzlich vornahm, ergaben, daß die Schätzungen zwischen 18 und 30 Kilometer in der Stunde lagen, während tatsächlich die Schnelligkeit, mit der sich das Wasser des betreffenden Flusses fortbewegte, nur 11 Kilometer in der Stunde betrug. Interessant ist es auch, im Reptilienhaus des Zoo aufzuwachen, welche Schätzungen die Besucher von der Länge der großen Schlangen machen. Vier Leute unter fünf werden sicher behaupten, daß eine 3½ Meter lange Riesenschlange wenigstens eine Länge von 6 Meter habe. Ebensoviele Fehler werden gemacht, wenn es sich darum handelt, die Länge einer Straße abzuschätzen; die Länge einer solchen Straße wird im Gegensatz zu anderen Taxierungen fast regelmäßig unterschätzt. Wenn man sich dagegen über die Breite eines Flusses äußern soll, so werden fast regelmäßig übertriebene Angaben gemacht. Nur wenige Menschen haben eine ungefähre Vorstellung von der Größe oder der Höhe eines Raumes. Die Höhe eines Zimmers wird fast immer bedeutend größer taxiert als sie tatsächlich ist, und bei einem 2½ Meter hohen Raum lauten die Antworten gewöhnlich auf 3 Meter und noch mehr. Dasselbe ist bei Bodenerhebungen und Bäumen der Fall. Eine solche Schätzung läßt sich annähernd richtig nur auf Grund sehr großer Erfahrungen machen oder wenn dem Auge ein sicherer Maßstab geboten wird.

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 22. März 1931.

Phantom.

Novelle von Heinrich Leis.

In seiner üppig ausgestatteten Wohnung hatte man Waldemar M. einen geleierten Künstler, erschossen aufgefunden. Die Umstände der Tat schienen mit gewisser Sicherheit auf Selbstmord hinzudeuten, doch war denen, die Waldemar kannten, unfähig, aus welcher Ursache der benadete, begabte und lebensfrohe Mensch zu dem furchtbaren Entschluß des Freitodes hatte kommen können. Seine Vermögensverhältnisse waren die günstigsten der Welt, Ruhm und Anerkennung wurden ihm in reichem Maße zuteil; er zählte einen großen Kreis zuverlässiger Freunde, und mit einer Spur von Neid wußte man von seiner Beliebtheit, seinen Erfolgen bei schönen Frauen der Gesellschaft zu berichten. Seiner ganzen Veranlagung gemäß schien es nicht glaubhaft, daß etwa enttäuschte Liebe ihn zu dem unglückseligen Schritt getrieben, noch weniger war körperliches Leiden als Grund zu sehen, da Waldemar sich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreute. Selbst der Gedanke eines nervösen Zusammenbruchs, einer ausenbildlichen Überreiztheit hatte nicht allzu viel Überzeugungskraft, obwohl die überstehenden gerade in den letzten Wochen eine gewisse Unruhe und Niedergeschlagenheit bei ihm wahrgenommen hatten, der sie aber angesichts der schnell wechselnden Stimmungen eines Künstlers keine Bedeutung zumachen.

Was die Angelegenheit noch unerklärlicher machte, war der Umstand, daß zwei Schüsse abgegeben worden waren; der erste hatte einen großen Spiegelschirm zertrümmert, vor welchem auf den Boden hingestreckt der Tote gefunden wurde, der zweite Schuß sah, mit merkwürdiger Sicherheit gezielt, in seinem Herzen. Dieser eigenartige Befund erweckte, obwohl nur eine, von dem Toten umfallene Waffe am Tatort war, irgendwie die Vorstellung eines phantastischen Zweikampfs. Es schien, als sei der erste Schuß auf einen Gegner abgefeuert worden, der spulhaft im Spiegelglas auftauchte, und als habe dessen Waffe die tödliche Verwundung verursacht. Und doch fehlten aus dem Magazin des Revolvers in Waldemars Hand zwei Kugeln. Die Freunde des Toten, die in Anwesenheit des Kommissars seine Schrittlücke durchsuchten, entdeckten in veröffelter Schreibkapsel ein Tagebuch. Es war bis zur Stunde des Todes durchgelesen und schien demnach das beste Mittel, das über dem Geschehen ruhende Geheimnis aufzuklären.

Wie fessam anders geworden ist alles, hieß es in dem Tagebuch nach vorangehenden, bedeutungslosen Aufzeichnungen. Ich habe viele Frauen kennen gelernt, aber erst seit ich Marion Cordini sah, weiß ich, was Liebe heißt. Liebe, die nicht Spiel und Zeitvertreib, nicht schmachtendes Geländel oder Eitelkeit des Coquetts, die Glut ist und Feuer, zerstörende Leidenschaft, bannende Gewalt. Eine unbegreifliche Unruhe hat mich erfasst, alles ist mir gleichgültig geworden und nichts anderes lebt mehr in mir als die Sehnsucht nach Besitz dieser Frau, deren dunkle Augen so rätselhaften Zauber üben.

Rothmann, ein Verehrer meiner Kunst, der für okkulte Dinge schwärmte, hatte mich in eine solche Gesellschaft eingeführt. Nur wenige Bekannte waren dort in diesem Kreis merkwürdiger, aus allen Berufsständen zusammengewürfelter Menschen. Andächtig verfolgten alle das Gebaren des Dr. Luigi Cordini, der an einer blauen, schmalen, blonden, die er sich als Medium auswählte, hypnotische Versuche vorführte. Sie schienen noch bleicher zu werden und sprachen aus starrem Schloß dann dunkle Worte, die man mit graulendem Erstaunen als Vorsehungen Jünglingsverführer empfing. Sie schrieen Zeichen auf ein Papier mit wechselnder, fessam verstellter Handschrift, und wieder raunte man von geheimnisvoller Kunde aus dem Jenseits. Ich folgte den Ereignissen nur mit geringer Aufmerksamkeit und konnte den Eindruck eines jahrmärklichen Zaubers nicht loswerden, da mir das Gebaren des Dr. Cordini zugleich abstoßend und fächerlich erschien.

Ich war zu spät gekommen. Jetzt erst musterte ich gelangweilt die Anwesenden und begegnete plötzlich Marions traumhaft verschleiertem Bild. Da jagte es mir durch die Adern wie ein Feuerstrom. Ich sah die dunklen, lodenden Augen, wußte sie zu mir her, tauchte ganz tief in ihren schillernden Glanz und meinte, um die vollen Lippen ein leises, sehnsüchtiges Lächeln zu erkennen. Rothmann, der neben mir saß, gab mürrisch Auskunft: das sei Cordinis Gemahlin. Und ich mußte lächeln. Sie, die Schöne, Lebende, Geheimnisvolle — Frau dieses gelben, bürren, mit komischer Feierlichkeit seine Geigen streichenden Jahrmärktszaubers!

Als die Sitzung zu Ende war, sprach ich mit ihr. Ihre Finger zuckten unter dem Druck meiner Hand. Ich fühlte in mir wieder jene Kraft, die fremdes Wesen meinem Willen anfügt. Ihre Augen blickten in mein. In mein Herz strahlten sie wie dunkelsteuende Sterne. Diese wunderbaren, unergründlichen Augen! Cordini trat zu uns, hörte meinen Namen und blickte, gelehrt durch die Anwesenheit des berühmten Künstlers; er redete von den Wundern der Suggestion, indes ich kaum zuhörte und nur immer Marions traumhafte Augen festhielt. Wenn sie eine Frau es wert war, benehrt, umworben, erobert zu werden, so ist sie es! Ihre Liebe muß tödlich sein, heiß und süß wie Duft aus süßlichen Gärten. Alles versinkt um uns, das ganze, trübende Gebaren. Was kümmern uns die Andern, die da plärren, sich blähen, mit geheimnisvollen Dingen wichtig tun! Wir sind allein, Marion und ich.

Unverwundbar steht das Erlebnis jenes Abends mir im Herzen eingegraben. Es gibt auf der Welt nur eine Frau: Marion! Marion besitzen ist mehr als Ehre und aller Künstlertriumph. Sie soll ihm gehören, dem gelben, bürren, lächerlichen Cordini! Ich wünschte mich auf eine Insel im Weltmeer, mit ihr allein. Oder in ein altes Schloss an der süßlichen See mit wildwucherndem Garten. Sie sollte schimmernd aus den Büschen treten und Drangsalen sollten niederstürzen auf ihr schwarzes Haar. Nichts gibt dem Leben Glanz als ihre Augen! —

Ich habe sie wiedergelesen. Rothmann, dem ich mich

als überzeugter Okkultist ausgab, war Vermittler. Er wußte die Stunden, da Cordini außer dem Hause war. Marion empfing mich allein. Sie blickte mich an ihrer Seite nieder, ich streifte, da sie mir den Tee reichte, einen Augenblick ihre weiche, fähle Hand. Sie lächelte mir zu, ein rätselvolles, unerklärliches Lächeln. Ihr nachdunkles Haar, ihr sarggerundetes, samtbraun getöntes Gesicht! Die tabenhaft geschmeidigen Glieder und die Augen, die ein seltsam sudendes Licht in ihrer Tiefe einzufangen und blendend zurückzustrahlen schienen. Ich spürte, das ist Küble vor heimlich wildentfesselter Glut. Wie müssen sie brennen, die Flammen, wenn sie über allen Zwang und Dalk emporlodern! Mir war, als senkte sich Marions Bild bis auf den Grund meiner Seele. Da sprach ich ihr von einer Liebe, die Schicksal bedeutet. Und ich sah in ihren Augen: Sie hat mich verstanden. —

Wer ist sie? Niemand weiß es. Eine wundersame Blüte des Südens, Süß und schwül duftend ihr Hauch. Man jagt wohl, Gift tragen diese schönsten Blumen, ihr Atem beläutert, verblüht, verwirrt den Sinn. Gleichviel: Sie einmal ganz erschlossen zu haben, ihre Wunderkraft zu kosten, ist das Leben wert! Wie schal alles andere neben ihr: Der Alltag, die Arbeit, der Ruhm, die lächerlich überall gezeigte Bewunderung. Was kümmert mich alles, was ich geschaffen habe! Ober schuf ich es unbewußt — für sie? Und Cordini? Man kennt ihn nicht. Vor kurzem erst kam er in die Stadt. Seinem Namen nach hält man ihn für einen Italiener. — Marion ist mein! Kann ein Übermaß des Glücks Furcht erwecken? Mir ist, als bangte ich um ein Unbegreifliches. —

Liebe stillt sich nicht an der Erfüllung, sie wird nur immer fordernder, gewaltiger. Was gilt mir noch das Leben ohne Marion? Und sie gehört dem Andern. Sie bleibt mir fremd und fern, noch indem ich sie besitze. Könnte ich ihr Lächeln enträufeln, eindringen in die Gedanken hinter ihrer Stirn! Liebt sie wirklich diesen Cordini?

Sie muß mit mir fliehen, über Länder und Meere hinweg! —

Sie weigert sich, mit mir zu kommen. Ausflüchte, nur immer Ausflüchte hat sie auf mein Verlangen. Wäre es möglich, daß sie meiner Liebe so wenig vertraut? Oder ist das nur der Schatten des Andern? Der sie beherrscht, der sie niemals freigibt? Wenn sie bei mir ist, bin ich glücklich. Sie küßt mir die dunklen Gedanken von der Stirn. Aber hernach kommt wieder die furchtbare Leere, die Verlassenheit, das hilflose Grübeln. —

Ruhelos jagt ich durch die Tage. Mich foltert die Ungeduld, die klägliche Ungewißheit. Schon scheinen andere meine Verführtheit zu bemerken und peinigern mich mit Fragen. Endlos quälende Stunden ohne Marion! Wann endlich kommt Nachricht wieder?

Die Arbeit wildert mich an. Ruhm, Bewunderung der Vielen, ein Posenpiel! Dazu immer die gleiche Wüste zeigen, nichts von Glut und Qual des Verzagens offenbaren dürfen! Schweigen und warten, immer warten! —

Cordini war bei mir. Ich war ein wenig verwirrt durch seinen überstehenden Besuch. Zuerst glaubte ich, er wisse um meine Liebe zu Marion. Ich wollte ihm alles bekennen, wollte Marion von ihm fordern. Warum schweig ich nur? Sein Lächeln, seine sanfte Freundlichkeit rann über die Stürme meiner Seele wie glühendes Öl. Er betrat sich auf Rothmann, der ihm bedeutend habe, meine innere Zwiespältigkeit brauche einen Arzt. Er war mir widerwärtig denn ich; aber irgendetwas lächelte, entwarfnete mich doch, daß ich aufgeben ließ, wie er mit mir mit seinen Strichen und beschwörenden Gesten seiner schmalen, knöchigen Hände über die Stirn fuhr. Ich weiß nicht, was über mich kam, daß ich still saß und ihm in die Augen schaute, ihm, von dem ich doch Klarheit über Marions Herz. Er lächelte überlegen: Bald wird es besser werden. Die Antwort, die ich heraus-

schrien wollte, ward nicht zu Klang in meiner Kehle. Mich ekelte unfagbar das Zusammensein mit dem dünnen, gelben, lächelnden Menschen, der mich plötzlich an irgendein zappelndes, alttotes Insekt erinnerte. Warum konnte ich nicht sprechen, nicht Entscheidung von ihm erzwingen? —

Mir ist wunderbar summe, als wäre ein fremdes Wesen in meine Gedanken eingebrungen. Zwei Seelen ringen in meiner Brust in erbittertem Kampf. Zweifel zerreißen mich immer quälender: Was wird das Ende von allem?

Ich meine überall Cordinis grinsendes Gesicht zu sehen. Bin ich feige geworden, daß mir bangt vor einer Auseinandersetzung mit ihm? Ich führe Säbel und Pistole auf, habe ich Grund, einem Zweikampf auszuweichen? Aber das alles ist es nicht, ich weiß. Nur die Angst, die furchterliche Angst! Wenn Marion mich verläßt, — muß ich mich töten! —

Ich fühle es jetzt: Nimmer wird Marion mir ganz gehören. Aber welche teuflische Macht verfügt dieser unheimliche Cordini? Er war mir lächerlich, ein kleiner Gaukler — und jetzt steht er vor mir schreckhaft wie ein Racheschrei! Will er Marion von mir zurückfordern? Er ist nicht da, nur ein Spuk, und ich ringe doch mit ihm in verzweifelter Erbitterung, ich kämpfe um mein Leben! Sein Geist umweht mich, aus allen Winkeln taucht das gelbe Gesicht. „Mein ist Marion!“, grinst es, „und dir klebt der Tod!“

Ich muß ruhiger werden. Nur meine Phantasien spielen mir all diese Schrecknisse vor. Ich werde mit Cordini reden von Mann zu Mann. Werde ihm Genußnahme bieten, wie er sie fordert. Einer von uns ist zuviel auf der Welt! —

Ich bin nicht zu Cordini gegangen, ich werde niemals hingehen. Alle meine Kräfte sind gelähmt. Ich handle, wie ein fremder Wille mir vorschreibt. Derr geworden über mich ist eine unsichtbare Macht. Und Marion kommt nicht mehr. Ich bin traurig zum Sterben. —

Witzhaft eine Erleuchtung: Cordini weiß alles! Seine Rache ist schon über mich gekommen. Er will mich auslöschen, daß keiner außer ihm um das Glück von Marions Umarmung weiß. Was liegt an mir! Doch sie! Vielleicht quält und mißhandelt er sie? Wenn ich sie wiedersehen könnte. Aber ich bin so müde. Ich versuche zu arbeiten. Vielleicht war alles nur ein Spuk und ich kann in der Arbeit mich selbst wiederfinden. —

Er läßt mich nicht los. Tag und Nacht in den Ohren geist mir seine Stimme. Ich reiße meinen Willen zusammen zu letzter Kraft. Er soll mich nicht zwingen, mich selber seiner Rache hinzugeben — ich will leben! Warum ist mir Marion so fern? Hat er sie fortgebracht? Hält er sie verborgen, vielleicht als eine Gefangene? Wie ich ihn hasse! Leibhaft soll er mir gegenüberstehen, wenn ihn nach meinem Blut verlangt. Ich fühle, er wird kommen. Meine Pistole ist bereit. Sie soll das entscheidende Wort sprechen zwischen mir und ihm! —

Die Stunde ist da. Nacht. Cordini steht mir gegenüber. Nicht durch die Tür kam er, aus dem Spiegel glitt er und verdrängte sich wie aus schwebenden Schatten. Ich fühlte ein Grauen erst, aber nun bin ich ruhig. Ruhig und sicher ist meine Hand, die nach der Waffe greift. „Du wirst dich töten“, sagt er, „oder ich töte dich!“ Nicht ohne Gegenwehr! Er hat es nicht vermocht, mich unter seinen Willen zu beugen, ich bin stärker als er. . . . Darum ist er gekommen, ist aus dem Spiegel getreten, die Pistole in der Faust. Zweikampf also Mann gegen Mann — ich habe den ersten Schuß!

Marion! Marion!

„Sollten diese Zeilen nicht genügen, einen verbrecherischen Gebrauch hypnotischer Fähigkeiten zu besetzen?“ sagte der Kommissar. „Die Angelegenheit ist voll von Rätseln, die Aufzeichnungen des Toten machen es jedenfalls zur Pflicht, diesen geheimnisvollen Dr. Cordini einem Verhör zu unterziehen.“

Die Polizei fand indes von dem Gesuchten keine Spur. Er hatte bereits am vorangehenden Tage die Stadt verlassen und blieb samt seiner Gemahlin mit unbekanntem Reiseziel verschollen.

Die Welt der Frau.

Darf die Frau werben?

Paula von Resnais.

Die Neugestaltung der Frau ist unabänderlich. Traditionelles wurde über den Haufen geworfen. Sie erwarb sich neue Qualitäten. Sie hat weniger Pflichten und mehr Rechte, in Ausnahmefällen ebensovielen Pflichten wie Rechte. Aber wie weit gehen diese? —

Darüber ist man sich nicht einig. Was einer Katbrina ihrer Zeit recht war, ist den mondänen Coetöchtern unserer Zeit immer noch nicht billig?

Ein kritischer Punkt! Was früher unmöglich schien, wurde jetzt zur Selbstverständlichkeit. Die junge Dame ruft den Mann an. Sie bittet ihn mit ihr ins Kino zu gehen. Sie — gibt ähnlich wie in England den Ton an. Winkt ihrem Tishnachbar von voriger Woche auf der Straße zu und bedeutet ihm damit, daß sie gewillt ist, ihn wiederzusehen.

Es geht noch weiter! Fragen wir die Männer. Hand aufs Herz — hartes Geschlecht — wer wirbt, wer macht die Vorstöße, wer schreibt die Liebesbriefe, wer wird aggressiv? — Die Frau! Und den meisten von Euch ist es nicht einmal unangenehm. Ihr kommt müde aus dem Büro, habt andere Dinge im Kopf und es erleichtert Eure Entscheidung, wenn dann ein rotes Lippenpaar Euch ins Theater verschleppt und hinterher in die Bar und dann zu einem Wodka zu sich.

Nur manchmal wird es Euch zu viel. Oder zu deutlich. Oder zu gewagt. Und dann tramt ihr in Reminiscenzen.

Früher war das anders. Da entschied der Mann. Da wartete das Mädchen. Da hatte man noch einen eigenen Willen, einen eigenen Geschmack. Heute ist das Tempo so heftig und der freudenden Mädchen zuviel, daß man nicht werden muß. Sagt Emmi „nein“, klappt Elli „ja“. Altmoss selbst anstrengen.

Ich bin für die goldene Mittelstraße, die noch immer zum Ziel führt. Die kluge Frau wird durch die Blum werden. Sie wird ihren Willen und ihre Wünsche dem Mann in den Mund legen — aber sie wird nicht mit der Tür ins Haus fallen. Genau wie sie ihm seine Lieblingsgerichte aufischt, ohne ihn über die Einzelheiten der Zubereitung aufzuklären oder ihn zwingt, dabei zu sein, genau so wird sie in geistiger Beziehung versuchen, um ihre Ansichten und Absichten möglichst schmackhaft einzutrichtern.

Sie wird anstelle des immer wiederkehrenden und gefürchteten Restraints „Wann heiratest Du mich endlich?“ nachdenklich bemerken. „Das Risiko einer Ehe ist für eine Frau unserer Tage größer als für einen Mann. . . .“ Worauf er garantiert widerspricht — sich aber den Ball durch den Kopf geben läßt!

Altmoss ist ungesund. Versuchen wir nicht mit Eigenschaften Schlachten zu gewinnen, die uns nicht zu Gesicht haben. Wir verlieren sie — oft nachdem wir sie schon gewonnen haben! Phorussiege machen mehr Seelen als sie einbringen. Im Spiel mit dem Feuer soll sich meinetwegen der Mann verbrennen — aber er soll nicht von aufrichtigen Bewerberinnen fagen können: „Frauen spielen solange mit dem Feuer, bis es erlischt!“

Hut sorgen in aller Zeit.

Man schreibt uns: Wenn das erste milde Frühlings-
lächeln weht oder auch nur nach dem Gebot des Kalenders
wehen sollte, dann weht es mit der gleichen Naturnotwendig-
keit, mit der es die ersten Frühlingsknospen hervorruft, hinter
schlossenen Frauenstirnen lehnstüchtige Gedanken an einen
neuen Frühlingshut, die bald greifbare Gestalt in einem
stolzen Gebilde gewinnen. So ist es noch heute, so war es
schon einst, da der Schulverwalter Peter Glitz aus Meisen
im Jahre 1815 dem verwitwten Tode auf dem Schafot ent-
gangen wäre, hätte sich seine Frau nicht den unverschämlichen
Gang einer hochstehenden Dame dadurch zugesogen, daß sie ihr
ein kostbares, allerneuestes Haubenmodell vor der Nase fort-
gelaufen hätte. Sicher aber ist sich kaum eines der blonden
oder braunen Frauenköpfe, die heute so eifrig ihren Hut-
sorgen nachhängen, bewußt, daß es sich damit das Merkmal
seiner eigenen Unfreiheit aufdrückt. Denn während der Hut
des Mannes schon bei den Römern als das Symbol des
Freiwilligen angesehen wurde, galt es das ganze Mittelalter
durch als ein feststehendes, von der Kirche unterstütztes Gebot,
daß sich die verheiratete Frau als Zeichen ihrer Abhängigkeit
vom Manne nur mit verheiratetem Hauptputz versehen dürfe.
Doch wie gut verstanden es schon damals die Frauen, ihre
Ketten zu einem Schmucke umzuwandeln, sie zugleich zum
Tummelplatz aller Blicke und aller Launen zu machen,
wobei ihnen das männliche Geschlecht keiner Zeit nicht nach-
stand. Da, es galt sogar in der Ritterzeit als ein Zeichen
besonderer Gunst, daß die Dame mit dem Ritter ihren Haupt-
schmuck tauschte. Überhaupt scheint man damals einem unge-
schickten Geheiß: Laßt Hute sprechen! gebührend zu haben;
denn auch die „Gebende“, dieser uns heute recht unklugem
erscheinende, das Gesicht der Trägerin allzu sehr verblühen-
den Kopfputz, wurde mit seinem Kinnband diesem Zwecke dien-
lich gemacht; so daß die Dame es hinauf, dann zeigte sie, daß
sie zu Scherz und Minnegeheimnissen bereit war. Eine amüsante
Parallele über die Jahrhunderte hinweg bieten dazu die um
das Jahr 1860 beliebten, rückwärts mit zwei bis zur Erde
hinabhängenden Samthähnen geschmückten Hüte, die man in
Paris als „Suides-moi, jeune homme“ bezeichnete, während
der deutsche Volkswitz von „Bändern zum Anhängeln“ sprach.

Schon frühzeitig suchte die Frau dieses ihr als Aus-
drucksform wie als Blickfang gleich wertvolle Kleidungsstück
möglichst abwechslungsreich zu gestalten, wobei sie vor den
kostlichsten Materialien, vor den größten wie den winzigsten
Ausmaßen nicht zurückschreckte. Es ist bezeichnend, daß sich
gerade eine der wildesten Phantasie-Ausgeburten des in
dieser Beziehung besonders reichen 14. Jahrhunderts, der
berühmte und berühmte Dönnin, ein volles Jahrhundert
lang in der Gunst erhalten hat, trotzdem sogar von der
Kaiserin herab in wildem Eifer gegen ihn gepöbeln wurde.
Dieser anderweitige, still nach hinten emporragende
Kegel, der aus den kostbarsten Stoffen über einem Geflecht
gefertigt, oftmals von seiner Spitze einen Schleier bis auf
die Erde hinabwallen ließ, sollte nach den Kleiderordnungen
bei den Bürgerfrauen 50-60 Zentimeter, bei Adligen
1 Meter nicht übersteigen. Doch auch andere Kopfbedeckungen
jener Zeit standen dem Dönnin an Übertriebenheit in Gestalt
und Ausmaß nicht nach, so daß es für die Trägerin oft nicht
leicht, ja meist nur bei geschicktem seitlichem Pavieren mög-
lich war, ein Gemach zu betreten. Zeitgenossen berichten, daß
man aus diesem Grunde die Türen im Schloß von Blois
habe erweitern müssen. Doch auch in unserer Erinnerung
sind noch ähnliche Szenen aus den Vorlesungsjahren lebendig,
da die mit Riesenrädern geschmückten Damenwelt die gleichen
Kämpfe mit allzu engen Eingangsportalen, etwa bei der
Strahlenbahn, zu bestehen hatte.

Groß oder klein, das ist hier die Frage, die schwerwie-
gende Schicksalsfrage, die zu jeder Saison neu gestellt wird.
Beide Extreme haben ihre Verfechter wie ihre Gegner ge-
funden, sowohl bei den Hütebegeisterten wie auch bei den
berufensten Detraktoren der Frauenhüte, den Dichtern.
Denn nicht alle waren so unglücklich wie der Satiriker Mosco-
ros, der die „Hutnarren“ verspottete. Als im 13. Jahr-
hundert zuerst in Österreich die Mode der breitkrempigen
Hüte sich zeigte, stieß sie bei den Dichtern, wie z. B. bei Jo-
hannes Hadlaub, auf Widerstand, weil sie den Anblick des
Frauengeflüchtes erschwerte. Andererseits haben die so über-
aus kleidamen breitkrempigen Hüte, die auf den Gemälden
von Rembrandt und Gainsborough ihren Trägerinnen einen
so reizvollen Rahmen ihrer Schönheit gewähren, einen Zeit-
genossen, den Schriftsteller Lingard, zu den begeisterten
Worten hingeführt: „Hüte Homer, die Engländerinnen
unserer Tage gefasst, gewiß, er hätte der Venus als Attri-
but der Grazie nicht einen Gürtel, sondern einen Hut
verliehen!“ S. F.

Richtige Aufbewahrung der Winterhüte.

Von Annemarie Born.

Der „Mottenschrank“. — Der sicherste Mottenschutz. — Die
Behandlung lederner Sportsachen. — Sportschäfte und Leder-
sachen. — Die „Kissen-“ und Gummihüte.

Die richtige Aufbewahrung der Winterhüte ist jetzt
eine erste Sorge für jede Hausfrau. Sobald das Frühlings-
lächeln noch so zart zu wehen beginnt, denkt groß und
klein an die Erfordernisse des Winters, und nach und nach
wird alles, was mit dem Winter an Kleidungsstücken zu-
sammenhängt, beiseite getan, um im nächsten Winter wieder
in Gebrauch genommen zu werden, wenn... es noch ge-
brauchsfähig ist.

Motten und der zerstörende Einfluß der Luft sind
nämlich Feinde der Winterhüte. Zwar haben sich zum
Schutze der gefährdeten, kostspieligen Gegenstände Gebrauche
herausgebildet, die sich von Mutter auf Tochter vererben,
aber trotzdem durchaus unsachgemäß sind. Erst der wissen-
schaftlichen und technischen Bearbeitung der Haushalts-
angelegenheiten blieb es vorbehalten, auch auf diesem Ge-
biete vernunftgemäßen Wandel zu schaffen. Das Wichtigste
zur Erhaltung der Winterhüte ist die Einrichtung eines
„Mottenschrankes“. Was ist dies für ein eigenartiges Ding?
Zur Erklärung sei folgendes gesagt: Es ist unrationell, jede
einzelne Winterhüte für sich einzupackieren oder mit irgend
einem anderen Mottenschutz zu versehen. Denn erstens ist es
eine unheimliche Arbeit, zweitens eine kostspielige und
drittens eine in ihren Erfolgen höchst unsichere Maßnahme.
Wenn man den wollenen Jumper oder Mantel noch so sehr
mit überflüssigen Chemikalien versetzt — das Mottenschutz
hat die unangenehme Eigenschaft über zu riechen — dann ist
man immer noch nicht sicher, ob nicht an einer ungehörigen
Stelle eine lästige Mottendunst prächig gedeiht und die kost-
baren Sachen aufzisst. Jede Hausfrau wird schon dergleichen
unangenehme Überraschungen erlebt haben. Der Rationalis-
ierungsausschuss hat darum nach dem Muster der vielge-
brauchten „Fliegenstränke“, in denen die Speisen vor Be-
schädigung durch Fliegen geschützt sind, die Einrichtung von
„Mottenschrank“ empfohlen. Die Pelzhändler, die rationell
arbeiten, haben sogar ganze „Mottenschrank“ oder Säle.
Für einen Haushalt genügt aber ein Schrank, wie er überall
vorhanden ist. Er

werden. Man räume zu diesem Zweck einen Kleiderschrank
völlig aus, reinige ihn gut unter Anwendung von ent-
sprechenden und üblichen Mitteln und unter Zuhilfenahme
von Wasser und Seife. Dann lasse man ihn sehr gut an
der Luft trocknen. Jetzt ist dazu die richtige Zeit, da jetzt
noch keine Motten umherliegen. In diesen Schrank lege
und hänge man sämtliche Woll- und Wintersachen, die durch
Motten gefährdet sind. Wenn man ein Abzuges tun will, lege
man noch auf den Boden des Schrankes etwas Motten-
pulver. Dann schließe man den Schrank und fülle kleine
Ritze vorhanden sind, müssen sie durch Zeitungspapier gut
abgedichtet werden. Dann kann man sogar das Vor-
bringen der Motten entgegenstellen. Auf einem kleinen und
geschützten Raum hat die Hausfrau alle mottengefährdeten
Sachen beisammen, und die gefährlichen Raupen haben keinen
Angriffspunkt mehr. Diese Lösung der Angelegenheit ist
das Ei des Kolumbus. Ist der Schrank gut abgedichtet,
dann braucht er während der ganzen Sommerzeit nicht mehr
geöffnet werden. Sehr vorsichtige Hausfrauen werden aber
ohne Schaden alle 4 bis 6 Wochen trotzdem nach dem Schrank
sehen, müssen aber dann wieder den Mottenschrank gut ver-
schließen.

Eine andere Sorge bilden die Leder- und Gummihüte.
Heutzutage sind in vielen Familien & T. recht kostspielige
Sportsachen vorhanden, wie Lederhüte und Sportschäfte.
Die Lederhüte werden vielfach auch im Frühling
und Sommer bei schlechtem Wetter benutzt. Wo dies aber
nicht geschieht, müssen sie sachgemäß aufgehängt und gegen
Risse und Staub geschützt werden. Die Sportschäfte erhält
man sich wie neu, wenn man sie mit weichen Leinwand-
oder Stofflappen gut auspolstert, sobald das Leder eine
pralle Form erhält. Dann werden sie mit einem guten
Fett getränkt und gegen Staub und Luft geschützt hingestellt.
Im nächsten Winter wird man dann die Freude haben,
einen ausgezeichnet passenden, weichen und schmiegsamen
Sportschäfel wieder vorzufinden. Es ist eine kleine Arbeit,
die aber großen Erfolg bringt. Die Gummihüte, die ja heute
die große Mode sind und von den meisten Frauen getragen
werden, müssen ähnlich behandelt werden. Auch sie sollen
mit weichen Stoffstreifen gepolstert werden, da sie besonders
stark die Reibung haben, ihre Form zu verlieren, wenn sie
mehrere Monate lang nicht getragen werden. Während man
bei den Stiefeln Holzleisten verwenden kann, ist dies bei den
Gummihüten oder Kissenhüten nicht angebracht, denn die
scharfen Holzanten können das empfindliche Gummimaterial
leicht verletzen und dadurch Risse größerer oder kleineren
Ausmaßes hervorrufen, die nicht mehr völlig zu reparieren
sind. Werden die Gummihüte nach mit Glycerin einge-
fettet, dann behalten sie auch die Schmiegsamkeit, die beim
Gummihut noch in höherem Maße eine Vorbedingung der Halt-
barkeit ist, als beim Leder. Aus diesen Angaben ergibt man,
daß die Aufbewahrung der Winterhüte eine kleine Mühe
bedeutet, wenn die Arbeit richtig und vor allen Dingen
rationell angefaßt wird. Nur nicht viel unnütze und wert-
lose Mühe!

Der Jugendfreund.

Ich bin der Doktor Eisenbart.

Kurzer die Leute nach meiner Art,
Kann machen, daß die Blinden sehen
Und daß die Lahmen wieder gehen.

Das ist ein altes Studentenlied, das man noch heute
sehr wohl kennt, und der Mann, von dem es singt, gehört
zu den wunderlichsten Lieblingen der Volksdichtung wie Rübe-
zahl und Münchhausen, nur mit dem Unterschied, daß dieser



So stand Doktor Eisenbart auf der Jahrmärkte-
bühne und präsente seine Wunderkuren an.

„Doktor Eisenbart“ wirklich einmal gelebt hat. In Hanno-
ver-Münden ist nämlich sein Grabstein noch heute zu sehen,
der die Inschrift trägt:

„Alte / ruhe / in Gott / Dr. weiland Hoch-
geachteter Weltberühmter, Herr, Herr, / Joh. Andreas
Eisenbart / Königl. Großbritannischer und / Chirurgen-
Braunschweig. Lüneb. / Privilegierter Landarzt / wie auch
/ Königl. Preussischer Rats / und / Hofchirurg.
/ Von / Magdeburg. / Geboren Anno 1661 / Gestorben
1727 d. 11. Novem. / Aetatis 66 Jahr.“

Dieser Leichenstein ist aber nicht die einzige Nachricht über
ihn. Aus alten Akten und Urkunden der verschiedenen
Stadtkirchen hat sich ein recht vollständiges Bild seines
lebenslangen Wanderlebens wiederherstellen lassen.

Johann Andreas Eisenbart, wie er sich selbst schrieb,
wurde 1661 „als ein guter Bayer“ zu Bielefeld bei Regens-
burg geboren und erhielt seine Ausbildung zum Chirurgen
(Augenarzt) und Gallenleichenheiler bei dem Augenarzt
Alexander Biller zu Bamberg. Er hat also eine zu seiner
Zeit sehr gute Bildung genossen, denn ein Universitäts-
studium für Chirurgen, die operieren, gab es damals noch
nicht. Allerdings hat Eisenbart sich den Doktorhut nur
selber zugelegt, wahrscheinlich, weil ihn die Leute so nann-
ten. Immerhin muß er ein sehr geschickter Arzt gewesen

Wieman seine Frau behandeln soll

In einer englischen Zeitschrift ist von einer Anzahl
Frauen die Frage erörtert worden, wie die Männer ihre
Frauen behandeln sollen. Übereinstimmend erklärten zunächst
die Ehefrauen, daß ein sogenannter Haustyrann von vorn-
herein verpöndelt hat. Wer seiner Frau alles mögliche ver-
biehelt, der wird sie geradezu anspornen, alles das zu tun,
was der Mann nicht will. Wer aber seiner Frau scheinbar
allen Willen läßt, wird sie schließlich doch nach seinem Willen
zu lenken wissen.

Charakteristisch ist dann besonders folgende Antwort auf
obige Frage: „Wir Frauen sind so leicht zu behandeln und
unterschieden, daß man sich nicht genug darüber wundern
kann, warum nicht jeder Mann mit seiner Frau macht, was
er will. Er könnte sie führen wie ein Hündchen an der
Leine, wenn er nur den hundertsten Teil des Nachdenkens
darauf verwenden würde, das er der Führung seines Ge-
schäfts oder der Pflege seines Gartens widmet.“ Man be-
gegnet niemals einer unzufriedenen Ehefrau, die die häus-
liche Sklaverei haßt, ohne sofort zu wissen, was für einen
Mann sie geheiratet hat. Es ist der Typ, der immer fordert,
daß der Platz der Frau zu Hause ist und daß sie kein Recht
auf Freiheit habe.

Dadurch bewirkt er, daß die Frau sich in ihrer häusli-
chen Freiheit im Gefängnis fühlt und jede Gelegenheit benützt,
um auszubrechen. Ebenso ist es mit den Frauen, die sich
beständig darüber beklagen, daß sie es nicht so gut haben
wie die reichen Frauen. Die Männer dieser unzufriedenen
predigen beständig, daß ein Wollfisch mindestens ebenso gut
sei wie ein Leidenes, daß man keinen Fels brauche usw.

Man kann mit Güte von einer Frau alles haben, mit
Strenge sehr wenig oder garnichts. Will man, daß sie
sparsam sein soll, so schimpfe man nicht auf sie, sondern man
lobe ihre Sparsamkeit, gesteh ihr, wie glücklich man sei,
daß man durch ihre Hülfe mit so wenigem auskommt und die
also gelobte Gattin wird schließlich ihren Ehrgeiz dazwischen
legen, dieses Loos zu verdienen.

Eine Frau richtig zu behandeln, ist das Leichteste von
der Welt. Selbst nur, daß so wenige Männer sich die
Mühe nehmen, es zu lernen!

Erprobt und bewährt!

Fleisch lasse nie lange im Wasser liegen, der Fleisch-
saft, der die Nährstoffe enthält, wird vom Wasser ausge-
laugt, das Fleisch im Geschmack flau und nährlos. Reibe
deswegen Fleisch nur mit einem sauberen, nassen Tuch ab
oder überbrause es ganz schnell.

Sengfleisch aus Feinen entfernt man, wenn sie mit einer
frisch durchschnittenen Zwiebel eingerieben und dann in
kaltem Wasser eingeweicht werden.

sein, der im Laufe seiner vierzigjährigen Praxis mehrere
tausend Kranke durch Operation geheilt hat, und die böse
Nachrede, die ihm so arge Kurpfuscherei vorwirft, ist sicher-
lich von den weniger erfolgreichen Ärzten aus Eifersucht
in die Welt gesetzt worden. Tüchtig war der Eisenbart eben
vor allem in der Kunst, von sich reden zu machen. Solche
Reklame verstanden nicht einmal die Kausleute zu verbrä-
ten. Er reiste von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, schloß
seine Quartiermacher vor sich her und schlug dann auf
Jahrmärkten, bei Kirchweih und Freischützen seine hohe
Bühne auf, deren Podium, wie es in einem Bericht heißt,
an den Ecken auf vier Säulen ruhte. Um aber die Leute
in Massen anzulocken, ließ er auf diesem Podium Hans-
würste und dumme Auguste ihre Spässe reihen, ließ Pauken
und Trommeln wirbeln und hoch durch die Luft Seiltänzer
balancieren. Dann verteilte er Flugblätter, auf denen sein
Ruhm mit tönenden Worten ver-
tändelt wurde und begann schließ-
lich selber eine Ansprache wie jeder
andere Marktschreier: „Hochgeachtete
Herren, ich bin der berühmte Eisen-
bart!“

Dann ließen sich die Leute von
ihm behandeln. Nebenbei verkaufte
er noch allerlei Arzneien wie seinen
„Köstlichen balsamischen Haupt-
Augen- und Gedächtnis-Spiritus“
und verdiente damit noch viel Geld.
Er konnte sich schließlich eins der
größten Häuser in Magdeburg für
sehr gutes Geld erwerben. Auch in Zei-
tungen machte er seitenslang Re-
klame, um seine bevorstehende An-
kunft vorzubereiten.

So wuchs sein Ruhm derartig,
daß er sogar mit königlichen Auf-
trägen bedacht wurde. Ganz so
schlimm, wie es vor ihm in dem
Liede heißt, scheint er demnach nicht
gewesen zu sein.



Der Grabstein des
weltberühmten
Doktor Eisenbart zu
Hannoverschen-Münden

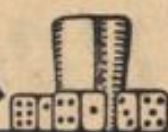
Westmänner — aufgepaßt!
Begräbnis:



Chingachcoot erwartet seinen Sohn Untas. Wo ist er?

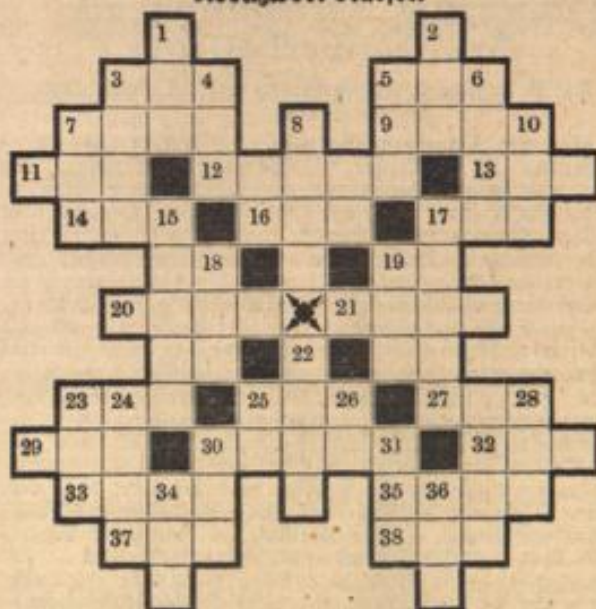


Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Teil des Auges, 2. Kleidungsstück, 3. Rüstzeichen, 4. rumänische Münze, 5. Säugetier, 6. Produkt aus Steinkohle, 7. Borderteil des Schiffes, 8. Schmuckstück, 10. Frauenname, 15. Europäer, 17. geographisches Kartenwerk, 18. Wüh, 19. Kind, 22. Laufzeug, 23. Erdart, 24. Vorschlag, 26. Wehlaut, 28. Vierfüßler, 30. Körperpartie, 31. Getränk, 32. Bühnenaufzug, 34. europäische Hauptstadt, 36. nicht alt.

Wagerecht: 3. Afrikanischer Strom, 5. Gemütsausbruch, 7. Fluß im Harz, 9. Lebensnotwendigkeit, 11. Landbeck, 12. Engel, 13. Naturprodukt, 14. alte Waffe, 16. Antiklenart, 17. Papagei, 20. Haustier, 21. Zahlwort, 23. Getränk, 25. Schiffsteil, 27. Stadt in Belgien, 29. Farbe, 30. Männername, 32. Viehweide, 33. Spahmacher, 35. Krötenart, 37. englischer Männername, 38. Honigwein.

Ramm-Rätsel.

S	E	B	U	G	O	J	E	D	O	E	R
N	A	E	N	H	R	E	U	E	E	A	S
E	E	A	T	E	D	K	E	L	H	E	N
E	O	T	E	J	E	D	K	L	E	C	L

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß alle Zehngruppen gleich lauten und daß zwölf zweifelhafte Wörter entstehen, in denen die Silben:

ah - be - de - des - do - eo - ei - er - ge - he - i - ke - le - lo - na - no - ra - se - se - te - tu - un vorkommen und welche bedeuten: 1. Schiffstange, 2. Schusterwerkzeug, 3. Frosch, 4. Farbenrührchen, 5. Haß, 6. Senjur, 7. Behälter, 8. Winkel, 9. Theaterplatz, 10. Planet, 11. Einfall, 12. Körperpartie. — Die Querreihe ergibt dann eine liebliche Gestalt bei G. Hauptmann.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

bal — che — dar — de — de — der
— dy — e — ei — en — er — est
— fun — gel — ich — kun — la —
land — mon — neu — o — re — ro
— row — se — se — sel — tai —
te — ten

Bilde man 13 Wörter, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben.

Diese Wörter bedeuten: 1. Trockenvorrichtung, 2. Stiepproviz, 3. Blume, 4. Raubvogel, 5. Laubbaum, 6. Schleiflage, 7. Zeitbezeichnung, 8. Wirbelsturm, 9. Tragtier, 10. Stroß, 11. Fluß in Ostdeutschland, 12. Gedichtart, 13. Völkerverbund.

(ch = c und h.)

Magisches Quadrat.

A	A	E	E	E
E	E	E	E	H
H	I	I	L	L
L	L	L	R	R
R	S	S	S	S

Operettenkomponist,
weiblicher Vorname,
Getreidepflanze,
kleines Krebstier,
unverläßlich, redlich.

Die Buchstaben des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen gleichlautende Wörter enthalten.

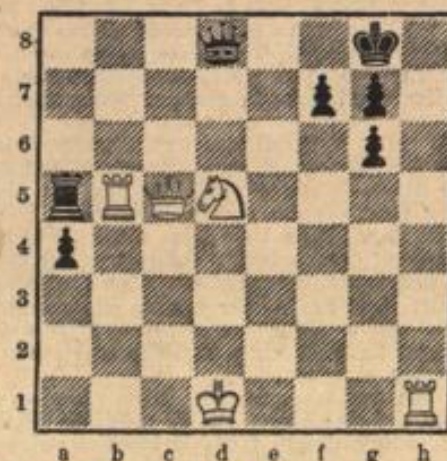
Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Kai, 2. Ruff, 3. Joo, 4. Gans, 5. Rebus, 6. Werra, 7. Riet, 8. Rum, 9. Lab, 11. Bon, 14. Tal, 15. Roter, 16. Arjen, 18. Tor, 20. Met, 23. Eta, 25. Herne, 26. Dee, 27. Erler, 28. Gros, 30. gen, 32. Uhr, 34. Amor, 36. Abel, 38. Ida, 40. Jre. Wagerecht: 3. Zug, 5. Raub, 6. Boban, 8. Reis, 9. Leo, 10. Nil, 11. Bar, 12. Gel, 13. Rut, 15. Kobra, 17. Satan, 19. Arm, 21. Lot, 22. See, 24. Reh, 26. Lette, 29. Regen, 31. Ara, 33. grau, 35. Rea, 37. Rom, 38. Jan, 39. Bier, 41. Sonde, 42. Herr, 43. Raa. — Rätselhafte Aufschrift: Alle Wege führen nach Rom. — Buchstaben-Rätsel: Gebärd, Gebärd.

Silben-Rätsel: 1. Lorelei, 2. Unstrut, 3. Sammet, 4. Toni, 5. Unbing, 6. Rife, 7. Differenz, 8. Lindau, 9. Ideolog, 10. Europäer, 11. Bolero, 12. Stärfpins, 13. Carras, 14. Irene, 15. Napoleon, 16. Dozent, 17. Delta, 18. Intrigant, 19. Empfohle, 20. Florin. — Lust und Liebe sind die ständige zu großen Taten. — Stat-Aufgabe: 3h: Kreuz-As, Bit-As, Dame, 4, Herz-As, König, Dame, 4, 8, 7. 2h: Vier Ruben, Bit-König, Karo-10, Dame, 4, 8, 7. 3h: Kreuz-10, König, Dame, 4, 8, Bit-10, 8, 7, Karo-As, König. Stat (bleibt liegen): Kreuz-7, Herz-10. 1. 3h: Bit-As, Bit-König, Bit-10 (-25). 2. 3h: Bit-Dame, Karo-Rube, Bit-7 (+5). 3. 3h: Karo-7, Karo-König, Herz-As (-15). 4. 3h: Karo-As, Kreuz-As, Karo-8 (-22). Alle andern Stiche stehen für den Spieler, doch zählen die Gegner bereits 62 Augen.

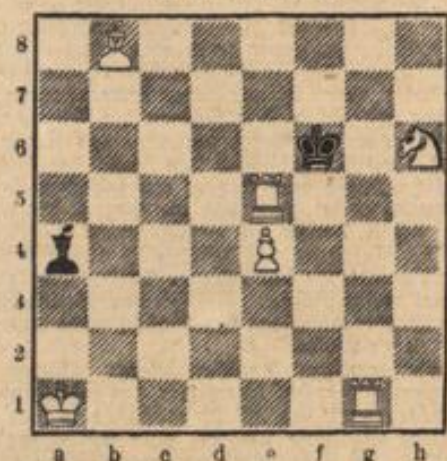
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 33. A. Nimzowitsch.



Weiße: Kd1, De5, Th5, h1, Sd5.
Schwarze: Kg8, Dd8, Ta5, Ba4, f7, g6, g7.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 34. Derselbe.



Weiße: Ka1, Te5, g1, Lb8, Sh6, Be4.
Schwarze: Kf6, La4.
Matt in 3 Zügen.

Die 64 Felder des Schachbrettes sind dem selbständigen und originellen Schachdenker Nimzowitsch all. Er beschränkt sich auf sie. Er träumt nur sie. Er ist weit fremd. Er sieht nur das königliche Spiel aus seine Welt. Dieses kleine Kampfgebiet erkennt er als ein eigentümliches Konglomerat aus Lagengeometrie (geometria situs) und Bewegung, als ein Kunstwerk, dessen Mechanik seine eigene Gesetze, die Schachgesetze, hat und haben muß. Blockade, offene Linie, siebente Reihe, Bauernkette mit Basis, indirekte Hemmung, doppelte Vorbeugung mit Ueberdeckung im Positionsspiel usw. das sind Dinge, die zwar im entfernten mittelbaren Zusammenhang mit dem allgemeinen gültigen Kampfprinzipien stehen und Ähnlichkeiten mit diesen aufweisen, ja, gewisse Vergleiche zulassen. Sie sind aber letzten Endes schacheigentlich. Die Beherrschung und Anwendung dieser Elemente sind bereits das Spiel. Der Lehre eines Steinits von der „balance of power“ und anderer allgemeiner Prinzipien bedarf es sozusagen gar nicht. Sie mag richtig oder falsch sein, sie gehört jedenfalls der allgemeinen noch jungen Wissenschaft oder Philosophie vom Kampfe überhaupt an. Die Wissenschaft vom Schachkampf war mit oder ohne ihre Kenntnis noch unentdeckt. Nimzowitsch entdeckte sie. Zuerst schwieg man ihn tot. Man wollte ihn nicht hören. Dann lästerte man den Mann, wie es Menschen schon immer bei genialen Erfindungen gemacht haben. Aber Nimzowitsch ging trotz Hohn und Spott seine eigenen Wege weiter. Er stellte seine in diesem Sinne „erste wahre Schachlehre“ unter Beweis, wie der erste Luftschiffer es mit seinem Flugzeuge tat. Endlich mußten die verstummten, die ihn zuvor kreuzigten und verbrennen wollten. Denn Nimzowitsch war zufällig auch ein genialer Praktiker des Spiels, der „sein System“ als „das System“ der Welt zeigte. So wuchs er in vielen harten Kämpfen durch sein Werk und sein Werk durch ihn. Ob er das letzte erreichen wird, ein Weltmeister zu werden, das muß die Zeit lehren.

Partie Nr. 13. Gespielt in Breslau im Jahre 19.

in einer Simultan-Vorstellung. Unregelmäßig.

Weiße: Nimzowitsch, Schwarze: Kaphan.

1. e4—Sc6. Schwarz bekämpft Weiß mit seinen e.g. Waffen. 2. d4—d5, 3. e5—Ld5, 4. Sc2—e6, 5. Sg3—Sg6. 6. c3—Db7, 7. Lb5—0-0-0, 8. b4—f6, 9. f4—De8. Kein üble Entwicklung. 10. 0-0—Dg6, 11. Le3—h5, 12. Sxf6—Dxf6, 13. Sa3—h4, 14. Lxc6—Sxc6, 15. exf6—gxf6. 16. Da4—Kb8, 17. Tael. Nun ist Weiß bereit, den gegnerischen Angriff zurückzuweisen. Da4 war nur eine Demonstration bezw. ein Tempo für Tael. 17. ... Tg8, 18. De2! Ueber diesen Rückzug staunte der jugendliche Führer der schwarzen Steine gar sehr. 18. Dg4 19. De2—Dg7. 20. Tf2—Se7, 21. Ld2!—Td6, 22. f5!—exf5, 23. Lf4—Tc6, 24. b5!—Txc3—b6. Weiß läßt den Realpolitiker Realpolitiker sein und fängt an zu träumen (ausnahmsweise), sonst hätte er durch 25. Dh3 das Oper der Qualität (25. ... Txc3) erzwungen (falls 25. Dh3—Ta3 so De2 und gewinnt.) 25. ... Ta3?, axb6 sollte geschehen, z. B. 25. ... axb6, 26. Sb5—Tc6, mit verteidigungsfähigem Spiele. 26. bxc7+—Ka8, 27. De6! Ein Opfer, durch die Blockade gekrönt. 27. ... Tc3, 28. Tel7—Txc1+, 29. Lxc1—a6, 30. La3—Dg4, 31. Lxc7—Lxc7, 32. cd+—Txc6, 33. Dxc8+—Ka7, 34. Dxf5—Dxd4, 35. Kh1 und Weiß erzielt nicht ohne darum zu kämpfen ein Remis. Obige Partie ist keineswegs fehlerfrei zu nennen, sie ist aber doch in mehrfacher Hinsicht interessant. Anmerk. von Nimzowitsch.

Lüftlign Lp.



Ich so!

„Menschenskind, mit jener Schnapsflasche kommen Sie doch nicht durch den Zoll? Sie können höchstens ein kleines Fläschchen zum Reisebedarf mitnehmen!“

„Nun ja, das ist ja auch nur mein Reisebedarf, ich fahre nämlich nach Afrika!“



Gaule Ausrede.

„Bengel, willst du wohl die Kake nicht am Schwanz haben?“

„Ich halte sie doch bloß fest — sie zieht ja.“



Verbessert.

„Herr Meyer, Sie müssen entweder bezahlen oder ausweichen!“

„Tausend Dank, Frau Schulse, wo ich bisher wohnte, wurde beides von mir verlangt.“

Befeldigung.

Die dicke Dame verlangte die Bestrafung eines Omnibusfahrers, dessen Nummer sie sich gemerkt hatte. „Er hat mich beleidigt,“ sagte sie entrüstet. „Erst sagte er immer, der Wagen sei befest, aber als ich ausstieg, rief er: „Innen noch Platz für drei.““

Ihre Definition.

„Mama, was ist denn eigentlich Sparfamkeit?“ fragt der kleine Junge. „Sparfamkeit“, erwidert diese, „ist das, was ein Mann predigt und eine Frau ausübt.“

Sonigmond.

„Nun, Liebste, wie schmeckt Dir der Kuchen, den ich gebacken habe?“ fragte die junge Frau.

„Ich wundere mich nur,“ sagte er leuchtend, „wie solche sorten, kleinen, entzündenden Dände einen so zähen, harten und schweren Kuchen zustande bringen konnten.“

Im Zoologischen Garten.

„Du, Paul, ob wohl die Giraffe auch einen Schnupfen bekommt, wenn sie nasse Füße hat?“

„Natürlich — es dauert nur ein bisschen länger!“

Wie man's macht.

Arzt: „Sie dürfen eben Ihrem Mann keinen starken Kaffee geben, Frau Remke, davon wird er zu aufgereg!“

„Ja, Herr Doktor, aber wenn ich ihm dünnen Kaffee gebe, regt er sich auch auf.“

Gesetz und Rechtspflege.

Die Abänderung der Zwangswirtschaftsgesetze.

Die Neuordnung der Vorschriften des Reichsmieten- und Mieterschutzgesetzes ab 1. April 1931.

Die Notverordnung vom 1. Dezember 1930 hat einschneidende Abänderungen des Reichsmieten- und des Mieterschutzgesetzes gebracht, die ausnahmslos am 1. April in Kraft treten und ihrer großen Wichtigkeit wegen nachstehend in erläuternder Form in ihren Umrissen wiedergegeben seien.

I. Abbau des Reichsmieten- und Mieterschutzgesetzes: Diese — also der Kündigungsschutz und die Regelung über die gesetzliche Miete — gelten überhaupt nicht für Mietverträge, die über freigeordnete oder freizuerwerbende Räume neu abgeschlossen werden, soweit diese beim Vertragsabschluss einer „Inanspruchnahme“ (auf „deutsch“: Beschlagnahme) nach dem Wohnungsmangelgesetz (auf „deutsch“: Beschlagnahme) nach dem landesrechtlichen Regelung — die teureren Wohnungen. Ein neuer Mietvertrag im Sinne der Regelung liegt nicht vor, wenn die Mieter im Falle eines Tausches in die gegenseitigen Mietverträge eintreten.

II. Berufung auf die gesetzliche Miete: Bisher konnte sich der Mieter, der eine höhere als die gesetzliche Miete vereinbart hatte, einfach nach § 1 des Reichsmietengesetzes auf die (niedrigere) gesetzliche Miete berufen (Ausnahme: Bei Mietverträgen über zwei Jahre, die sich ausschließlich auf Geschäftsräume oder gewisse Großwohnungen bezogen). Nunmehr ist die Berufung auf die gesetzliche Miete ausnahmslos ausgeschlossen, wenn der Vermieter zum Abschluss des Mietvertrages wesentlich dadurch bewogen worden ist, daß der Mieter ihm ein günstigeres Angebot gemacht hatte, als ein anderer Bewerber, oder wenn der andere „Vertragspart“ (Mieter oder Vermieter) mit Rücksicht auf die abweichende Vereinbarung entsprechende Leistungen übernommen hat (Beispiele: Vereinbarung einer geringeren als die gesetzliche Miete bei Übernahme der Instandsetzungsarbeiten oder Betriebskosten durch den Mieter oder Vereinbarung einer höheren als der gesetzlichen Miete gegen die Erlaubnis zur Untervermietung oder bei Vereinbarung eines Konkurrenzverbotes). Stets erlischt schließlich das Recht der Berufung auf die gesetzliche Miete nach Ablauf eines Jahres seit Beginn der Mietzeit, es sei denn, daß die Partei, die sich auf die gesetzliche Miete beruft, in wirtschaftliche Notlage geraten ist und die Änderung des Mietzinses auch bei Berücksichtigung der Verhältnisse des anderen Teiles nicht als unbillig bezeichnet werden kann. — Ob das Berufungsrecht ausgeschlossen ist oder nicht, hat das Gericht, nicht das Miet-einigungsamt zu entscheiden.

III. Eigenbedarfsklage des Vermieters: (Neuer § 4a des Mieterschutzgesetzes.) Der Vermieter, der seit mindestens drei Jahren Eigentümer des Mietgrundstückes ist und darin keine selbständige Wohnung innehat, kann Aufhebung eines Mietverhältnisses (im Klagewege) verlangen, wenn er selbst den Raum zu Wohnzwecken benutzen will. Einer „Interessenabwägung“ (wie in den Fällen des daneben bestehenden § 4) findet also nicht statt! Dem Mieter ist aber stets Erstattungsanspruch aus § 12a der Verordnung, den natürlich der Vermieter nachweisen muß. Die Aufrechter-

haltung der Erstattungsklausel (die im übrigen — wie noch erörtert wird — gewisse Einschränkungen erfahren hat) ist besonders wichtig. Dagegen hat der Mieter nur dann Anspruch auf Ersatz der Kosten, die er für Umzug und Unterhaltsbeschaffung aufwenden mußte, wenn der Vermieter, der die Ermittlung des Mieters durchgeföhrt hat, es ohne wichtigen Grund unterläßt, die Wohnung binnen angemessener Frist (Einzug unter normalen Verhältnissen) selbst in Gebrauch zu nehmen.

IV. Erstattungsanspruch bei Mietaufhebung: 1. Wenn diese wegen Nichtzahlung der Miete (§ 3) erfolgt, so darf die Zwangsversteigerung von der Erstattungsansprüche nicht mehr abhängig gemacht werden, wenn der Mieter weniger gezahlt hat, als ihm bei ordnungsmäßiger Wirtschaftsführung möglich gewesen wäre. Die Beweislast hierfür, d. h. daß er auch nicht einmal einen Teil des Rückstandes hätte zahlen können, obliegt dem Mieter. (Die gesetzliche Neuordnung entspricht übrigens nur der bisherigen Praxis der Gerichte in Fällen der Mietaufhebung wegen Zahlungsverzug.)

2. Nunmehr kann die Aufhebung (Streikung) des Erstattungsanspruchs im Klagewege verlangt werden, wenn seit der Rechtskraft des Mietaufhebungsurteils zwei Jahre vergangen sind, es sei denn, daß der Mieter nachweist, daß die Aufhebung der Erstattungsklausel für ihn „außerordentliche“ Nachteile mit sich bringen würde.

3. In Gemeinden, in denen eine Inanspruchnahme von Räumen auf Grund des Wohnungsmangelgesetzes (gemäß landesrechtlicher Bestimmungen) nicht mehr erfolgt, darf Erstattungsanspruch nicht geltend gemacht werden. Das neue Mietverhältnis über Räume dieser Art dem Mieterhaus überbaut nicht unterliegen, ist bereits oben erwähnt. Die Bestimmungen über die Aufhebung der Inanspruchnahme von Räumen zu treffen ist Sache der obersten Landesbehörde. (Vergl. für Preußen: Die Verordnungen über „Gemeinden ohne Wohnungsmangel“ vom 13. Oktober 1927 und 29. Mai 1929.) In Fällen, in denen nach dem 1. April 1931 demgemäß ein Erstattungsanspruch nicht mehr geltend gemacht werden kann, ist es möglich, eine früher zugewilligte Erstattungsklausel zu beibehalten (nur im Klagewege).

V. Tod des Mieters: In der bisherigen Regelung (§ 19 Mieterschutzgesetz) ist zum Teil festgehalten worden. In Zukunft genießen aber hausangehörige Verwandte, die nicht Erben sind, keinen Schutz mehr gegen hausfremde Erben; Familienangehörige des Verstorbenen, die nicht seine Erben sind, genießen dem Vermieter gegenüber keinen Mieterschutz mehr; er kann sie somit im Wege der gewöhnlichen Klagewege ermitteln, was auch der hausfremde Erbe gegenüber hausangehörigen Verwandten, die nicht Erben sind, tun kann. — Wenn der Erbe Ehegatte des Mieters oder volljähriger Verwandter bis zum zweiten Grade ist und beim Tode des Mieters zu dessen Haushalt gehört hat, so kann der Vermieter nach wie vor nicht kündigen.

VI. Die Befreiung der Pächterwohnungen von der Kündigungsschutzbestimmung durch das Mieterschutzgesetz (vergl. Preußen: Verordnung vom 10. September 1930) ist nunmehr auf das ganze Reich ausgedehnt.

Dr. v. S.

Die neue Berechnung der Grunderwerbsteuer.

Die Bedeutung der Neuordnung und der Erlass vom 13. Februar.

Nach der Notverordnung vom 1. Dezember 1930 ist rückwirkend ab 1. Oktober — Berechnungsgrundlage der Grunderwerbsteuer der Einheitswert nach dem Reichsbewertungsgesetz (nicht mehr der „gemeine Wert“), sofern nicht der Veräußerungspreis höher ist; dann wird die Steuer von diesem berechnet. Tatsache ist, daß der „Einheitswert“ den Handelswert häufig um 50—75 v. H., hin und wieder sogar um 100 Prozent, übersteigt! Die Einsetzung des Einheitswerts an Stelle des gemeinen Wertes bedeutet also oft eine gewaltige Erhöhung der Grunderwerbsteuer, was naturgemäß eine weitere Stagnation auf dem Grundstücksmarkt zur Folge haben muß. Außer der Reichsgrunderwerbsteuer (normalerweise 3 Prozent) erheben die Gemeinden einen Zuschlag bis zu 2 Prozent; fünf Prozent von z. B. 50 000 M. Einheitswert bei einem Handelswert von 30 000 M. bedeuten aber recht viel, stellen 8½ Prozent desselben dar; dazu noch ½ bis ¾ Prozent Gerichts- und Notariatskosten, womöglich Wertzuwachssteuer! — Für Verkäufe, in denen die Steuerpflicht nach dem 31. Dezember 1930 eintritt, ist der — erst festzulegende — Einheitswert auf den 1. Januar 1931 maßgebend, nur für die Fälle, in denen die Steuerpflicht zwischen dem 1. Oktober und 31. Dezember 1930 entstanden ist, der auf den 1. Januar 1928 festgestellte Einheitswert. Die neue Verordnung und ein Rundschreiben vom 13. Februar (beide: Reichsteuerblatt Nr. 5 vom 28. Februar) wollen nun Härten vorbeugen. Sie besagen in ihren Grundzügen folgendes: Wenn das zur Eigentumsübertragung verpflichtende Veräußerungsgeschäft (d. h. der Kaufvertrag) vor dem 18. Dezember 1930 abgeschlossen worden ist, so hat die Steuerberechnung auf Antrag noch nach den alten Vorschriften (also nach dem Kaufpreis bzw. dem etwa höheren gemeinen Wert) zu erfolgen. — Bei bereits erfolgter rechtskräftiger Veranlagung kann die Steuer nach den neueren Bestimmungen des Erlasses vom 13. Februar gesenkt und entsprechend erstattet werden. Für den Erwerb in der Zwangsversteigerung gelten außer diesen noch besondere Ermäßigungsbestimmungen. — Wenn die Steuerschuld nach dem 30. Dezember entstanden ist, so ist die Steuer stets nach dem Einheitswert vom 1. Januar 1931 zu berechnen (oder nach dem etwa höheren Kaufpreis); eine Ermäßigungsbestimmung ist für diese — wichtigsten — Fälle in der Verordnung bzw. dem Rundschreiben vom 13. Februar 1931 nicht vorgesehen. Da die Einheitswertfeststellung aber erst etwa im Mai beginnt und die Einheitswerte nicht vor dem Herbst bekannt sein werden, so muß zunächst eine vorläufige Veranlagung erfolgen. Welches Unsicherheitsmoment dies für die Kalkulation bei Grundstücksverkäufen bedeuten kann, bedarf keiner Erörterung. Allerdings kann aber nach der Neuordnung des § 11 des Grunderwerbsteuergesetzes im Einverständnis mit dem Schuldner von der genauen Ermittlung des Wertes abgesehen und ein Pauschalbetrag für die Steuer festgesetzt werden, was auch gilt, wenn die Versteuerung andererseits noch ausgesetzt werden müßte. Dann ist natürlich die Kalkulationsunsicherheit immerhin eine Ermäßigung der Steuer nach § 108 der Reichsabgabenordnung beantragt werden kann. Hoffentlich wird das „Pauschalbetrag“-System sich mildernd auswirken.

Aus der Praxis des Wirtschaftsrechts.

Bewertender Ablauf wichtiger Aufwertungsfragen. — Auflösung einer offenen Handelsgesellschaft. — Pfändung einer Wechselforderung.

Aufwertungsfragen: Am 31. März läuft die Frist für Anträge auf Goldmarkumschreibung der noch in Papiermark eingetragenen Aufwertungsanforderungen, ferner die Frist für Anträge auf Wiederertragung geschädigter Hypotheken ab. Wenn der Antrag — der spätestens am 31. März beim zuständigen Grundbuchamt eingehen muß — nicht rechtzeitig gestellt wird, so erlischt die aufgewertete Hypothek; die alte Papiermarkhypothek wird von Amts wegen im Grundbuch gelöscht! Eine „Wiederertragung“ in den vorigen Stand bei Fristverfallnis ist hier nicht vorgesehen. Wichtig ist ferner, daß der einem Grundstückseigentümer durch das Aufwertungsgezet gewährte Rangvorbehalt auch nur noch bis zum 31. März ausgenutzt werden kann.

Auflösung einer offenen Handelsgesellschaft kann auf Antrag eines Gesellschafters ohne Kündigung durch gerichtliche Entscheidung erfolgen, wenn ein „wichtiger Grund“ vorliegt; ein solcher ist insbesondere vorhanden, wenn ein anderer Gesellschafter eine ihm nach dem Gesellschaftsvertrage obliegende „wesentliche“ Verpflichtung vorsätzlich oder grobfahrlässig verlehrt, oder wenn die Erfüllung einer solchen Verpflichtung unmöglich wird. (§ 133 S. 2 B. G.) Hierher gehört u. a. auch die Verletzung der versprochenen Kapitaleinsätze und ein den Interessen der Gesellschaft zuwiderlaufendes Verhalten. Daß die „nach dem Gesellschaftsvertrage obliegenden wesentlichen Verpflichtungen“ ausdrücklich in diesem erwähnt sind, ist nicht erforderlich; es genügt vielmehr, wenn sie sich aus ihm mittelbar ergeben oder wenn sie aus den gesetzlichen Vorschriften über die Pflichten eines Gesellschafters zu entnehmen sind, vorausgesetzt, daß die Parteien Verpflichtungen der letzteren Art nicht vertraglich wegbedungen haben. Auch wenn an sich „wesentliche“ Verpflichtungen (§ 133 Absatz 2) verletzt worden sind, so ist § 133 nicht unbedingt immer anwendbar. Es muß vielmehr stets untersucht werden, ob die Vertragswidrigkeit so schwer wiegt, daß sie die Auflösung der Gesellschaft nach den Umständen des Falles rechtfertigt (Reichsgericht II 510/29 vom 4. Juli 1930.)

Die Pfändung einer Wechselforderung (oder von anderen Papieren, welche durch Indossament übertragen werden können, also Schecks, Lagercheine, Konnossements u. dergl.) muß in der Weise geschehen, daß der Gerichtsvollzieher auf Grund des in Händen des Gläubigers befindlichen vollstreckbaren Titels (meist eines Urteils, das mit der Vollstreckungsklausel versehen sein muß) den Wechsel „pfändet“, was durch Besitzergreifung an dem Papier erfolgt (Weanahme; eine Befreiung im Gewahrsam des Schuldners ist unzulässig.) Ist der Wechsel in Händen eines Dritten, der die Herausgabe verweigert, so ist der Herausgabeanspruch zu pfänden! — Außerdem muß der Gläubiger aber beim Vollstreckungsge-richt den Antrag auf Überweisung der Wechselforderung an ihn in Höhe seiner Forderung stellen. Der Gerichtsvollzieher darf dem Gläubiger den Wechsel (die Papiere) vor Anordnung der Überweisung (§§ 895 ff. Zivilprozeßordnung) nicht ausgeben.

Dr. H. v. S.

Aus der Steuerrechtsprechung.

Behandlung fälliger oder uneinbringlicher Mietszinse.

Einnahmen gelten innerhalb desjenigen Steuerabschnittes als „bezogen“, in dem sie fällig geworden oder, ohne fällig zu sein, dem Steuerpflichtigen tatsächlich zugeflossen sind; soweit aber ein geschuldeter Betrag in einem Steuerabschnitt war fällig geworden, sein Eingang jedoch zweifelhaft geworden ist, kann der Steuerpflichtige ihn bis zu dem Steuerabschnitt unterkündigen lassen (braucht ihn also nicht als „Einnahme“ aufzuführen), in dem er einbringlich wird. Wenn fällige Mietszinse in einem Steuerabschnitt — z. B. Kalenderjahr 1930 für die diesjährige Einkommensteuerveranlagung — als „zugeflossen“ versteuert sind, erweisen sie sich aber in einem späteren Steuerabschnitt — z. B. 1931 — als endgültig verloren, so dürfen sie in diesem als Ausgaben abgesetzt werden (Reichsfinanzhof VI A 1446/30).

Die Ehefrau als Bezieherin an einem gewerblichen Unternehmen: Grundsätzlich ist nach § 22 des Einkommensteuergesetzes das Einkommen der Ehefrau dem des Ehemannes hinzuzurechnen (Zusammenveranlagung). Wenn die Ehefrau eines Steuerpflichtigen an einem gewerblichen Unternehmen beteiligt ist, so sind daher die auf sie entfallenden Erträge dem Einkommen ihres Mannes hinzuzurechnen. Wenn nun ihr Ehemann als Geschäftsführer, Vertreter oder Beauftragter, damit zugleich im Interesse seiner Frau tätig ist, so dürfen alle aus dieser Tätigkeit etwa erwachsenden Aufwendungen als Werbungskosten (§ 16 EStG) der Frau angesetzt und demgemäß in Abzug gebracht werden. (Reichsfinanzhof VI A 1299/28 vom 25. Juni 1930.)

Aufrechnungsfrist bei der Umsatzsteuer: Nach § 13 des Gesetzes müssen vom Steuerpflichtigen zur Festlegung der Entgelte Aufzeichnungen gemacht werden, aus denen zu ersehen sein muß, wie sich die Entgelte auf die Umsätze, für die verschiedene Steuerläufe (§ 12) bestehen, verteilen. Wenn die Tagessummen der Einnahmen an Zetteln notiert sind und diese Notizen in längeren Zeitabschnitten in das Kassendbuch unter Vernichtung der Zettel übertragen werden, so liegt keine „fortlaufende Aufzeichnung“ der Entgelte vor. (Reichsfinanzhof V A 671/30.)

Steuerfreie Gelegenheitsgeschenke: Nach § 15 des Einkommens- und Schenkungsteuergesetzes unterliegen „die üblichen Gelegenheitsgeschenke“ der Steuer nicht. Wie der Reichsfinanzhof (I o A 22/30) hierzu ausführt, kann bei wertvolleren Gelegenheitsgeschenken sehr für Kreise von Höchstbegüterten das Vorliegen des persönlichen Tatbestandes: „üblich“ nur anerkannt werden, wenn sich die Schenkung im Rahmen der allgemeinen Sitte hält. Haben die Gelegenheitsgeschenke einen so hohen Wert, daß sie vom Standpunkte des allgemeinen Volksempfindens selbst bei günstiger Vermögenslage des Schenkenden und des Schenkempfangers und ohne Rücksicht auf den Anlaß der Schenkung als „übermäßig“ empfunden werden, so liegt eben kein „übliches“ Gelegenheitsgeschenk vor; daher ist diese Schenkung in vollem Umfang steuerpflichtig, eine Entscheidung, die in Hinblick auf beabsichtigte Vermögensverschiebungen sehr wesentlich ist.

Die Neuordnung des „Zwischenhandelsprivilegs.“

Die Erlasse vom 6. und 13. Februar zu § 7 des Umsatzsteuergesetzes.

Bekanntlich ist mit Wirkung vom 1. Januar 1931 die Umsatzsteuerfreiheit des reinen Zwischenhandels (§ 7 Umsatzsteuergesetz), die früher auch dem Kleinhandel (Einzelhandel) ausstand, auf den Großhandel beschränkt worden. Was unter „Lieferung im Großhandel“ zu verstehen ist, wird durch die Durchführungsbestimmungen vom 6. Februar 1931 (Reichssteuerblatt Teil I Nr. 4/1931 Seite 20) geregelt, die in Verbindung mit dem Erlass vom 13. Februar 1931 hier — soweit nötig — erörtert seien. „Großhandel“ liegt vor, wenn ein Unternehmer an einen Abnehmer liefert, der die Gegenstände zur gewerblichen Weiterveräußerung — sei es nach vorheriger Bearbeitung, sei es in derselben Beschaffenheit — oder auch zur gewerblichen Herstellung anderer Gegenstände oder zur Bewirtung gewerblicher oder beruflicher Leistungen erwirbt. Es kommt aber für die Frage, ob „Lieferung im Großhandel“ erfolgt, auf die einzelne Lieferung, nicht auf den Umsatz an, daß das Unternehmen überwiegend im Großhandel zu veräußern pflegt. Umgekehrt kann also sehr wohl ein Unternehmen, das überwiegend Kleinhandel (Einzelhandel) aufzuweisen hat, im einzelnen Fall umsatzsteuerfreie Großhandelslieferungen tätigen. Wenn der Erwerber eines Gegenstandes diesen zwecks Verwertung oder beruflichen Tätigkeit erwirbt, so wird dadurch der Rechtscharakter der „Großhandelslieferung“ nicht berührt, d. h. dieser Umsatz ist steuerfrei. Es muß sich aber um Erwerb zwecks gewerblichen oder beruflichen Verbräuges bzw. zwecks gewerblichen oder beruflichen Verwendung handeln. Unter den Begriff „Großhandelslieferung“ fallen somit sämtliche Lieferungen an Händler oder Fabrikanten, wobei — falls gleichzeitig private Verwendung stattfindet (z. B. bei Erwerb eines Kraftwagens u. dergl.) — der Haupterwerbszweck ausschlaggebend ist. Als „Großhandelslieferung“ gilt ferner die Lieferung von Vieh und sonstigen Produktionsmitteln an Landwirte. — Bemerkenswert ist, daß die Begriffsbestimmung der „Großhandelslieferung“, wie sie in diesem neuen § 37a der Durchführungsbestimmungen festgelegt ist, inhaltlich mit der negativen Bestimmung der „Einzelhandelslieferung“ — die für die erhöhte Umsatzsteuer der Einzelhandelsbetriebe maßgebend ist — deckt. Wichtig ist die Beachtung der formell-rechtlichen neuen Buchführungsbestimmungen (Umsatzsteuerbuch), die den buchmäßigen Nachweis für Großhandelslieferungen bringen sollen. — Die Übergangsbestimmungen sagen im wesentlichen, daß die Anwendung der neuen Zwischenhandelsprivilegs-Bestimmungen von dem Zeitpunkt der Leistung und der Vereinnahmung des Entgelts nach dem 30. Dezember 1930 abhängen. Wenn eine dieser Voraussetzungen schon vor dem 1. Februar zutrifft (also z. B. die Leistung bereits Mitte Dezember 1930), so verbleibt es bei der Rechtslage nach den alten Bestimmungen, d. h. es besteht — unabhängig davon, ob die Lieferung im Großhandel erfolgte oder nicht — Steuerfreiheit, wenn es sich nur um „Zwischenhandel“ im Sinne des früheren § 7 U. St. G. handelt.